DER QUERSCHNITT

VII. Jahrgang Heft 9

INHALTS-VERZEICHNIS

J. Meier-Graefe . . . . . *Renoirs Alter*
Gerald Reitlinger . . . . . *Shaw, Arlen und Galsworthy*
Wilhelm Flam . . . . . *Wie Du atmest, so lebst Du!*
Kammersänger Walter Kirchhoff . . . *Wenn ich singe . . .*
Alain de Léché . . . . *Léon Blum, der große französische Sozialistenführer*
Joachim Ringelnatz . . . . . *Olaf Gulbransson*
Alexander Levy . *Tiberias (Aus einer galiläischen Reise)*
P. H. N. . . . . *Die Puttkamers*
Maurice Dekobra . . . . . *Un Quart d'Heure avec . . . .*
Adolf Feulner . . . . . *Das höfische Möbel*
Alfred Flechtheim . . . . . *Pommern*
August Münsterland . . . . . *Europäische Kunst der Gegenwart in Hamburg*
Stan. Fr. Osiakowski . *Belletristik im heutigen Rußland*
Frank Arnau . . . . . *Die Arbeit am fließenden Band*
Max Rychner . . . . . *Helvetische Literatursatire*

Auktions-, Bücher-, Schallplatten-Querschnitt

Marginalien

Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln

*

Umschlagbild nach einer Zeichnung von Auguste Renoir
(Aus Vollard, La vie et l'oeuvre de Renoir. Verlag A. Vollard, Paris)

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

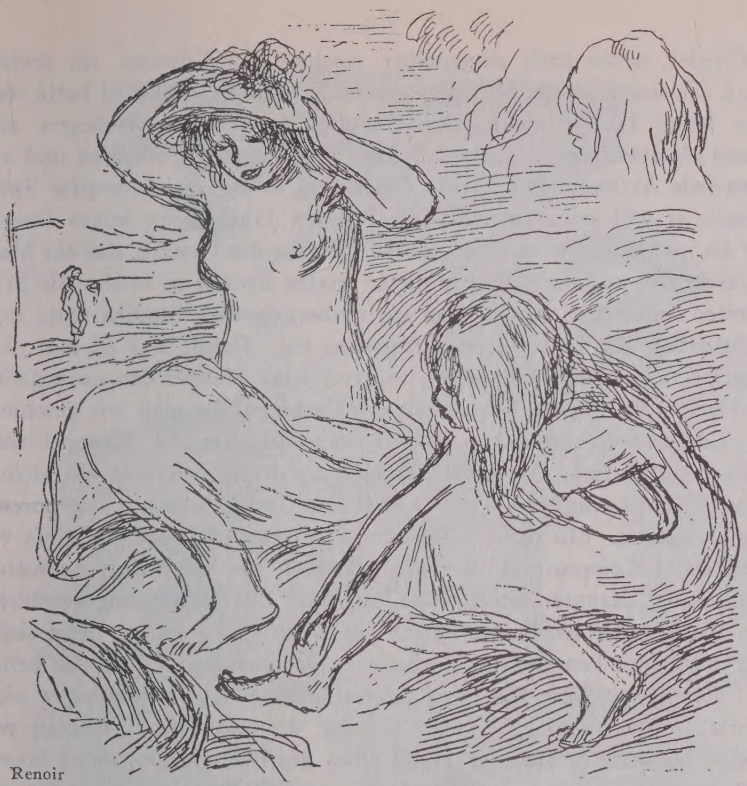
Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Hans Scheffler, Berlin
Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G.m.b H., Wien, I., Rosenbursenstraße 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilhelm Neumann, Prag

PORTAL DES KUNSTPALASTES IN DÜSSELDORF

DIE AUSSTELLUNG DES NÄCHSTEN JAHRES:

DEUTSCHE KUNST DÜSSELDORF 1928

EIN ÜBERBLICK ÜBER DAS KUNSTSCHAFFEN DER GEGENWART



Renoir

RENOIRS ALTER

Von

J. MEIER-GRAEFE

Sicherstes Kriterium für den genialen Menschen ist sein Alter. Große Meister steigen bis zuletzt. Da sie Zeit brauchen, erreichen sie meist hohe Jahre. Nur Talente sterben in der Jugend. Die Regel hat bekannte Ausnahmen, dagegen gilt der Satz von dem relativen Maximum unbedingt. Genies sind keine Wundertiere und entziehen sich nicht den physischen Konsequenzen, mit denen jeder Sterbliche zu rechnen hat, werden mit den Jahren klapprig. Nur der Geist bleibt intakt, und auf ihn allein sind sie angewiesen. Mit seiner Hilfe machen sie ihren Beruf unabhängig von den Altersgebrechen und lernen, sich von der Materie zu lösen. Da diese Lösung wesentlichstes Ziel der Kunst ist, hilft ihm das Alter. Sie erlangen mit achtzig eine Beweglichkeit, die sie nicht mit zwanzig besaßen. Man kann sagen, sie werden als Künstler jung.

Dafür liefert Renoir einen erstaunlichen Beleg. Mehr als anderes quälte ihn schon früh eine besonders infame Gicht, und sie warf sich gerade auf

die Glieder, deren nach allgemeiner Ansicht der Künstler am meisten bedarf. Er mußte schon als Sechziger im Rollstuhl fahren und hatte sozusagen keine Hände mehr. Die Knochen verdünnten, verbogen sich, nahmen phantastische Formen an. Die Finger glichen Spiralen und versagten jede Aktion. Man steckte den Pinsel in die verschrumpfte Faust. So malte er und malte in den beiden letzten Jahrzehnten seines Daseins mehr als je, brachte es zu dem größten Umfang des Oeuvre, das ein Maler je erreicht hat, und realisierte in dieser letzten Epoche so restlos die Möglichkeiten seiner Vision, daß man die vorhergehenden Stadien trotz ihrer Fruchtbarkeit als Vorbereitung anzusehen hat. Damit war es ihm nicht genug. In dem letzten Jahrzehnt, während seine Malerei den unvergleichlichen Reichtum und die Flüssigkeit des Farbigen, die man mit geschmolzenen Edelsteinen vergleichen könnte, erreicht, hat der Krüppel seine Plastiken geschaffen. Das erste Stück, 1907 entstanden, war ein kleines, rundes Relief in primitiver Technik, mit dem Gesicht seines spät geborenen jüngsten Sohnes. Ein paar Jahre darauf entstanden größere Reliefs von komplizierter Komposition, dann Vollplastiken von keineswegs primitiver Modellierung, darunter lebensgroße Figuren. Die Entstehungsgeschichte dieser Werke hat einen Beigeschmack von Kino, und wenn sie nicht sicher belegt wäre, mit den denkbar sichersten Dokumenten, nähme sie keiner ernst. Renoir hat diese Plastiken geschaffen und hat sie sozusagen nicht berührt. In Ermangelung eigener Glieder, die den Ton zu kneten vermochten, bediente er sich der Hand eines gewissen Guino, eines braven Bildhauers, der auch außerhalb seines Dienstes bei Renoir gewirkt hat und noch weiter wirkt. Vollard, der Herausgeber der meisten Bronzen Renoirs, bewahrt eine lebensgroße Statue von Guino, um die Bedenklichen von der Belanglosigkeit des Gehilfen zu überzeugen.

Es gibt plastische Reproduktionen von Gemälden. Die bekannteste, Produkt des Engländers Lucas, wurde Lionardo getauft und führte zu einem der Lustspiele des vergangenen Regime. Könnte man Renoirs Plastik eine Wiederholung seiner Malerei nennen, brauchte man sich nicht damit aufzuhalten. Sie ist Schöpfung eines Bildhauers und bleibt von Formen der Malerei unberührt, besteht im Raum mit derselben Selbstherrlichkeit wie das Bild in der Fläche und hat mit den Bildern Renoirs nur Renoir gemein.

Renoir verlor nicht seine Zeit mit dem Idealismus unseres Hans von Marées, der auf die Zugänglichkeit und Stärke seiner Doktrin baute und seine Schüler frei walten ließ, hoffend, aus Pygmäen meisterliche Bildhauer machen zu können. Renoir diktierte. Erst zeichnete er nach der Figur, die er im Geiste vor sich sah, Ansichten nach allen Richtungen, um die eigne Vorstellung zu sichern und dem Gehilfen Vorlagen zu geben. Dann hatte Guino die Massen aufzubauen, und sobald sich das Gebilde in

Renoir

groben Umrissen der Figur näherte, ließ Renoir seinen Rollstuhl in die Nähe fahren, nahm ein dünnes langes Stäbchen, das bis zum Gestell reichte, und dirigierte. Hier was! Da! noch mehr! Halt! Gib dem Arm was! feste! — Die hier niedergeschriebenen Worte sind schlechte Uebersetzung. Renoirs wirkliche Kommandos waren viel kürzer und selten Worte, gewöhnlich unartikulierte Laute, ein kurzes Schnalzen, ein Knurren, ein Nicken, ein Tippen mit dem Stäbchen. Guino verstand. Es war leicht, wenn man erst einmal drin war, es ging fast von selbst. Guino wurde die Hand an dem Stäbchen. Später haben sie sich entzweit, und Renoir nahm einen anderen, namens Morel, der an einigen Reliefs die Sache gemacht hat. Zuweilen hat wohl auch Renoir selbst das Modellierholz in die zerknüllte Faust genommen und Kleinigkeiten retuschiert. Von dem frühsten Medaillon abgesehen, soll diese manuelle Beteiligung an drei

anderen Stücken ziemlich wesentlich gewesen sein: an einer Kinderbüste desselben Sohnes, an einer Mutter mit Kind und einer Büste der Gattin, die für ihren Grabstein in Essoyes verwendet wurde. Doch lassen sich daraus keine Folgerungen für eine höhere Wertung gewinnen. Man könnte alle Plastiken Renoirs ohne Ausnahme eigenhändig nennen, und es wäre, so weit mit Eigenhändigkeit ein künstlerischer Begriff verbunden wird, kein Paradox. Nur würde man ein technisches Moment verwischen, das im Gegensatz zur Malerei gerade auf dem Nicht-Manuellen beruht. Wie Waldemar George berichtet, hat Renoir in seinem Verfahren keineswegs einen Notbehelf gesehen, sondern hätte es, wie er gesagt haben soll, selbst dann angewandt, wenn seine Glieder gesund gewesen wären. Er machte aus dem Verzicht auf die manuelle Arbeit eine prinzipielle Forderung im Interesse des Objekts und glaubte, man käme der Form näher, wenn man der Mache fern blieb. Den Maler ging das Fleisch an, das im Lichte spielte; den Bildhauer die Struktur, das Säulenmäßige der Beine, das Kapitäl des Hauptes. Bildhauen war Architektur. Keinem Baumeister fiel es ein, selbst die Steine zu mauern und das Gebälk zu legen. Die Aegypter und Griechen, die Bildhauer der Gotik, haben nicht anders gedacht.

Deshalb braucht man das Stäbchen des Alten nicht für mittelalterliches Werkzeug zu halten, noch sich mit dem Nachweis seiner Vitalität zu bemühen, die keinem Archaismus zu widerstehen hatte. Längst galt uns die geflissentliche Betonung der Handschrift in der Plastik als höchst fragwürdige Errungenschaft dekadenter Epochen, und den Individualismus, der dahinter stand, hat man schon vor dreißig Jahren durchschaut. Nicht nur die bekannte überschäumende Freiheit trieb Carpeaux und seine Nachfolger zu der impressionistischen Modellierung, sondern auch geschwächte Vorstellungskraft, die der Malerei unterlag. Rodins persönlicher „Fingerdruck" hatte schon, bevor Renoirs Plastik erschien, sein Prestige eingebüßt, und die Gliederverrenkungen, in die sich zuweilen seine Romantik verirrte und die er keinem Gehilfen zu diktieren vermocht hätte, gelten uns als die geringsten Bürgschaften seines Ruhms.

Renoir begriff die Wohltat des Abstands, der das Objekt vor Sinnestäuschung bewahrt und zugleich gegen willkürliche Deformationen sichert, sah von seinem Rollstuhl aus das ideale Gefäß um die Gestalt, das ihre Ausdehnung regelt und dem sie sich einfügen muß, um räumliches Ornament zu werden. In diesem Raum fließt nicht Milch und Honig, noch rieselt der Extrakt von Rubinen und Smaragden, und die Süßigkeit, die der Bewunderer der Farben Renoirs preist, und die der Gegner später Gemälde beanstandet, bleibt den gedrungenen Körpern fern. Ja, der Gegensatz zwischen der Lieblichkeit der Bilder und der unzweideutigen Robustheit der Körper im Raum mag den allzu zärtlichen Verehrer der Süßigkeiten befremden. Doch ist es ein und derselbe Renoir hier und da, und

Renoir

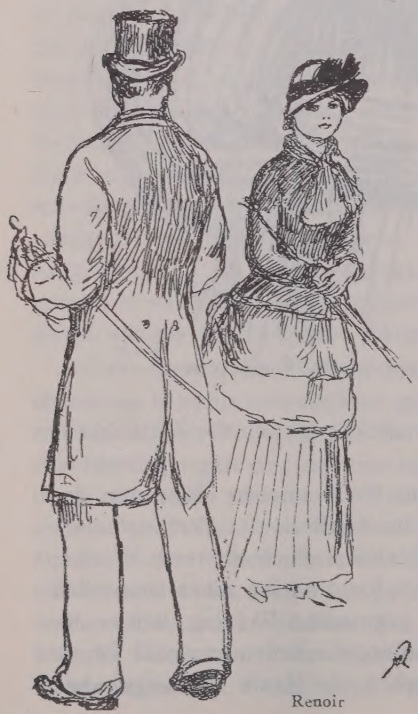
Die Zeichnungen aus Vollard: Auguste Renoir (Verlag A. Vollard, Paris)

den Schreck des Liebhabers verschuldet vielleicht gerade die Zärtlichkeit, die in den Bildern nur das Süße sah.

Renoirs Körperlichkeit durchbricht die Mode unserer Tage, die der Frau das Geschlecht nehmen möchte und die Rundheit der Formen unterdrückt. Das dürre Substrat eklektischer Bildhauer flüchtet in den Winkel, wenn die Venus victorieuse daherkommt. Renoir ging nicht zimperlich mit ihr um. Unzufrieden mit der bereits gegossenen Fassung, ließ er die Bronze wieder einschmelzen und befahl Guino, die Brüste ein paar Zentimeter höher zu legen. Dem Aestheten stehen die Haare zu Berge, aber

die Korrektur gelang. Diese Venus eignet sich nicht zum Schmuck bürgerlicher Alkoven, und auch im Museum ist sie nicht leicht zu placieren; ein Umstand, dem die Leiter unserer Museen bisher allzu bereitwillig Rechnung tragen. Sie ist Monument. Das zerrissene Weltbild unserer Skepsis könnte an der Wucht dieser Venus genesen.

Das Werk verschweigt nicht die Schönheit weiblicher Formen, aber bringt sie erst auf Umwegen zur Geltung, und die Umwege haben den Vorzug, unserem leicht entflammbaren und ebenso leicht vergehenden Sensualismus Grenzen zu ziehen und den Reiz zu verewigen. Renoir schafft sich und uns fördernde Widerstände. Er übertreibt die natürliche Fülle der Hüften und gewinnt so im Zentrum des Körpers ein üppiges Spiel von Wölbungen, das den nach oben und nach unten ausklingenden Kurven zustatten kommt. Um die Differenz noch zu erhöhen, werden die mädchenhaften Brüste und der Kopf möglichst klein gehalten. Die Uebertreibung müßte den Körper bedenklich belasten, wenn sie nicht von der Komposition neutralisiert würde. Nicht umsonst hält die Venus die rechte Hand mit dem Apfel vor den Leib und nicht umsonst entfernt sich der andere Arm so weit wie möglich von der Hüfte und hält das schräg zu den Füßen hinabwallende Tuch. Als Renoir diese Bewegungen gefunden hatte, war das Problem des ganzen Werkes gelöst. Auf der linken Seite entsteht zwischen Körper, Arm und Fuß eine energisch ausladende Form, ein rechtwinkliges Dreieck, und die Spitze des Dreiecks der Tuchzipfel in der Hand befindet sich gerade der größten Breite der Hüfte gegenüber. In der Natur würden wir infolge der verschiedenen Materien das Dreieck kaum realisieren; hier dagegen hilft es dem nicht begrifflich eingestellten Betrachter und bildet die räumliche Hülle um die Mitte des Körpers. Sobald der rechte Winkel erfaßt wird, glättet sich die Hüftenlinie. Man kann die Wirkung etwa mit der eines sackartigen Mantels vergleichen, den beleibte Herren zu schätzen wissen, oder mit der Krinoline, die bekanntlich dünn macht. Es sind typisch skulpturale Wirkungen. Die Winkel zwischen Brust und Armen, zwischen Arm und Tuch, und das Gefälle des Falten-



Renoir

Sebba Renoirs Haus in Cagnes

wurfs haben größere Bedeutung als die Details des Körpers. Dieser wurde mit Sorgfalt geglättet, und dies war die heikelste Seite des Diktats und zwang zu vielen Korrekturen. In den prachtvollen Kleinbronzen mit hockenden Gestalten blieb die Modellierung ganz summarisch, und wieder erkennt man, um wie vieles wichtiger die Form zwischen den Gliedern als der Körperteil ist. Renoir achtete nur auf die Flächigkeit der Modellierung Guinos, um die Formen nicht zu rund und spielerisch werden zu lassen. Im übrigen hat der Gehilfe hier leichte Arbeit gehabt.

Die Selbständigkeit des Bildhauers wird da am deutlichsten, wo er sich eines Motivs des Malers bedient. Das bekannteste Beispiel ist das Paris-Urteil, das wir als Gemälde und als Bronzerelief besitzen. Das Gemälde entstand 1905 und ging der Plastik um zehn Jahre voraus. Beide Stücke befanden sich in der Thannhauser-Ausstellung in diesem Winter, und mancher Besucher übersah die Verwandtschaft der Motive, weil die Formen des Ausdrucks so verschieden sind. Ein zweites fast noch merkwürdigeres Beispiel ist die Mutter mit dem Kind, als Bild im Jahre 1885 entstanden und damals unvollendet geblieben. Die sehr zeichnerische Form des frühen Bildes schrie förmlich nach der Plastik, und man versteht, daß Renoir selbst Hand anlegte. Er behielt selbst in Aeußerlichkeiten die Situation des Gemäldes und machte trotzdem ein ganz neues, dem Bilde unendlich überlegenes Werk daraus. Der Maler hatte sich sehr eng an die Zeichnung gehalten und versäumt, das Volumen zu sichern. Da die Farbe die neutralisierende Hülle um das derbe Geschöpf nicht hinreichend gewährte, geriet die junge Mutter ins Unförmliche. Der Bildhauer findet sofort die dem Motiv gemäße Form. Die Entscheidung liegt in dem frontalen Aufbau und der kaum merkbaren Verschiebung der Lage des

Kindes auf dem jetzt solide konstruierten Schoß. Man spürt unter dem Kleid die Schenkel. Damit erhielt die ganze Gruppe die sichere Struktur, und das Unförmige der Gestalt wird restlos überwunden. Auch der Kopf wirkt ganz anders. Die Mutter dreht das Gesicht nicht wie im Bilde dem Betrachter zu, wodurch die fragwürdige Form noch betont wurde, sondern schaut mit leicht geöffnetem Mund gradaus, nur ihrer höchst unpsychologischen Funktion hingegeben. Die Züge haben sich vereinfacht und sind der knappste Ausdruck des Renoirschen Frauentyps. Man könnte ohne Metapher sagen, das ganze Werk sei jünger geworden. Es steckt in ihm etwas von der derben Lebensfreude, die van Gogh den Bauern Millets einzukerben wußte. Nur bleibt das Runde der großen Tradition, das sich van Gogh versagte, erhalten.

Ein Nachspiel. Renoir hatte mit dieser Rettung nicht genug, nahm dasselbe Motiv auf seine Staffelei, und nun entstand es auch noch einmal als Gemälde, eins der schönsten der letzten Jahre. Renoir muß es kurz vor oder nach der Plastik gemalt haben, womöglich am gleichen Tage. Sein Auge hatte die Delektation, wie Poussin sagte. Was die Hand daraus machte, ergab sich von selbst. In letzter Instanz sind die Bilder, trotzdem er sie vom ersten bis zum letzten Strich selber gemacht hat, nicht eigenhändiger als die Plastiken.

SHAW, ARLEN UND GALSWORTHY

Von

GERALD REITLINGER

Shaw, Arlen und Galsworthy sind, scheint es, ein Triumvirat, das unsere moderne Literatur in Deutschland vertritt, und Deutschland ist schließlich die einzige Nation in Europa, die uns ernst nimmt. Offenbar müssen diese drei Schriftsteller, die in bezug auf Geschmack und Ansichten so sehr differieren, etwas Gemeinsames haben. Hier in England, wo wir der Neigung zum Bücherlesen im allgemeinen nur ungern folgen, hat jeder sein spezielles, fest umgrenztes Publikum. Wie kommt es denn nun, daß man sie als so zusammengehörig betrachtet? Vielleicht, weil sie eine Einstellung vertreten, die auf dem ganzen Kontinent für typisch englisch gehalten wird: ihre Kunst „d'épater le bourgeois", ihr Snobismus — diese große Offenbarung — und vor allen Dingen ihre gottgewollte Mission, die Welt ins richtige Gleis zu rücken. Schon seit dem Vertrag von Amiens, als „Mylord Anglais" zum erstenmal nach einer langen Zeit der Zurückgezogenheit in seiner Postchaise von Calais nach Paris kam, bringen wir es fertig, diesen Ruf ständig aufrechtzuerhalten. Und auch unsere kürzliche Einmischung in die Kontinent-Fragen hat die Ansicht der Welt über uns nicht ändern können. Wahrscheinlich werden diese drei Autoren in Deutschland mehr gelesen, um eine vorgefaßte Meinung zu bestätigen, als um neue Eindrücke von unserer Insel zu erhalten. Wenn meine Annahme stimmt,

Mme. Renoir. 1882

Das Ehepaar Renoir. 1914

Auguste Renoir. 1905
(Unveröffentlichte Photos aus dem Besitz der Söhne Renoirs)

Mme. Renoir, die Gattin des Künstlers

Mit Gen. d. Galerie Flechtheim

Selbstbildnis. Besitzer Pierre Renoir

Mutter und Kind. Oelgemälde, 1885. Slg. Pierre Renoir

Verlag der Galerien Hodebert, Paris, Flechtheim, Berlin

Mutter und Kind. Bronze, um 1915. Photo nach einem Abguß

Slg. Claude Renoir, Cagnes

Frau am Brunnen. Um 1910—15

Slg. Bernheim, Paris

Frau am Toilettentisch. Um 1910

so ist es wirklich jammerschade, daß man sie so ernst nimmt; denn nur in den entlegeneren Teilen Englands wird noch immer „Tante Sally" gespielt. Tante Sally ist der Inbegriff einer alten Jungfer — das Sinnbild unseres nationalen Lebens —, die eine Pfeife raucht. Der Sinn des Spiels ist, ihr die Pfeife aus dem Mund zu schlagen. Auf diese Weise lenkt sie die gesamte Aufmerksamkeit auf sich. Zurzeit wird das Spiel wenig gespielt; wenn man aber Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit werden will, muß man sich eben zu einer Tante Sally machen. Daher sind unsere bösen Taten so viel zahlreicher und amüsanter als die anderer Länder. Aber unsere Tante Sally ernst zu nehmen, fiele uns zuallerletzt ein. Jene selbstlosen Menschen, die so tapfer den erbitterten Angriffen der Oeffentlichkeit standhalten, bieten uns etwas Ablenkung, für die wir gern und nicht zu teuer in unseren Leihbibliotheken subskribieren, und nach kurzer Zeit sind sie so belanglos wie der vorjährige Schnee. Wenn sie dann so leidlich in der Vergangenheit begraben sind, wenn alle Welt von ihnen gehört hat, aber sich niemand mehr erinnert, sie gelesen zu haben, dann kommen sie nach dem Kontinent, als eine erschütternde Offenbarung all dessen, was sich wahrhaftig schon jeder gedacht hatte. Was für ein entsetzlicher Irrtum ist das! Ein Irrtum, den wir in England immer vermieden haben. Wenn wir auch selten fremde Bücher lesen, so sind wir doch Kontinent-Fragen gegenüber niemals provinziell eingestellt. Ein wundervolles System, das wir der Unzulänglichkeit unserer Uebersetzer und den Lücken in unserer Schulbildung zu verdanken haben.

Diese Betrachtungen werden dem Leser wahrscheinlich als eine Abschweifung erscheinen, da er nach dem Titel des Aufsatzes erwartet hat, etwas über unsere drei Schriftsteller zu hören. Also:

Bernard Shaw ließ sich zu uns herab wie ein Komet an der Jahrhundertwende, zu einer Zeit, als die Jugend Englands, glücklich und stolz im Bewußtsein ihrer Kraft, Norfolk-Anzüge und Zahnbürsten-Schnurrbärte trug und ohne Hut per Rad rund um Kent sauste. Zuerst, als wir seine Stücke sahen und dann die Vorreden lasen, wurde uns ein wenig bewußt, daß auch wir manchmal Frauen in Smithfield verkaufen, daß wir oftmals einen Sozialisten den Löwen in Albert-Hall vorwerfen könnten, daß wir täglich das Fleisch des gemarterten Kalbes verschlingen. Fromme Vorsätze erfüllten uns, und wir waren bereit, wollene Gewänder zu tragen, uns von Kräutern zu nähren, auf Wohlstand, Kirche, Regierung, Polizei und Titel zu verzichten. Im Laufe des Abends, wenn diese Illusionen zerstört wurden, irgendwo im vierten Akt, hatten wir plötzlich das Gefühl, daß Shaw an unseren Beinen gezerrt, ein Gefühl, das unsere Rasse sehr liebt. So kam es, daß er allgemein anerkannt wurde, sogar von unseren Bürokraten, die die Stücke — besonders, wenn sie die Einleitung nicht gelesen haben — absolut harmlos und sehr vergnüglich finden.

Derjenige von unseren drei Autoren, der am ehesten verdient, ernst genommen zu werden, ist Galsworthy. Ein freigelassener Sklave, irgendwo aus West-Indien, sagte einmal, für ihn bedeute Freiheit nichts als ein Gefühl der Verlorenheit. Ich bezweifle sehr, daß uns Engländern dies Gefühl jemals vor den Neunzigern bewußt wurde, bis uns Galsworthy als erster junge, amüsante Menschen vor Augen führte, die für diese Freiheit die unangenehmsten

Dinge taten. Harmlose und stumpfe Wesen, wie Bauern, Zuchthäusler und Juden, wurden immer die Beute roher Gewalten. Ueberall steckten Männer in mittleren Jahren zusammen und brüteten Unheil. Im hohen Rat, bei Behörden, Kabinetts und Komitees der Westend-Clubs wurde die Freiheit Englands geknebelt. Unser Leben ist — bedingt durch das Klima — ein sehr beherrschtes. Die Riesenmengen Tee, Brot und Butter, die wir konsumieren, ersticken den teuflischen Funken in uns und lassen uns die Welt in einer Art grauem Zwielicht erscheinen. Wenn wir die Bücher Galsworthys lesen, erkennen wir erst den Hemmschuh, der uns gehindert hat, unsere ehrgeizigen Jugendträume zu erfüllen, erkennen wir klar die Ungerechtigkeiten, die unser Leben vergiften, und mit geschärftem Blick für die Wirklichkeit kehren wir Montag früh an unsere Arbeitsstätte zurück.

So war unsere geistige Kost in der fernen Vorkriegs-Aera.

Heute aber ist Idealismus nicht mehr modern. Heute, da die sozialistischen Bestrebungen unserer Fabian-Jugend mit der Vier-Stunden-Woche der Maurer realisiert worden sind, begrüßen wir freudig die zwar zynischen, doch erfrischenden Desillusionen der Restauration und der Regentschaft. Arlen zieht den Vorhang zur Seite und zeigt uns das verruchte London, wie Manchester es lange geargwöhnt hatte, obgleich ihm klar war, daß es sich gestern dessen noch nicht bewußt war. In diesem wunderbaren „Mayfair" gehen Künstler und Abenteurer Arm in Arm mit Gräfinnen und Diplomaten; die Luft des Amphitheaters mischt sich mit Houbigant und dem Duft der Henry Clay. Der Hispano-Suiza saust die Pont Street hinunter, und jeden Mittwoch abend wird die Tanzkonzession bis 2 Uhr nachts ausgedehnt. Die Schilderung von Arlens Welt ist noch feiner als die der Luxuszüge von Maurice Dekobra, wo Lady Diana Wyndham ihre Seidenpyjamas entfaltet. Nirgends eine Spur von Grobem, Aufdringlichem, außer einem schwachen Geruch von Lysol. Wenn wir uns aber mehr in „Mayfair" vertiefen, uns von Brompton Road nach Westen wenden, merken wir mit Unbehagen, daß Mr. Arlens Aristokraten — anders als die des Earl of Beaconsfield — Geschlecht sowohl wie Stammbaum haben.

Da wir, wie gesagt, unsere Tante Sally nicht ernst nehmen, hat auch das große Publikum eigentlich keine Veranlassung zu einer anderen Beurteilung. Sie haben eben eine mehr konservative Tradition des Geschmacks, die noch von den Tagen Clarissa Harlowe's herrührt. Für sie bleibt Tugend eben Tugend, und die Liebe singt ewig ihre süß-traurige Weise. Einen wirklichen Begriff von den großen, wahren und bleibenden Werten der englischen Literatur kann man sich erst machen, wenn man die Werke von Elynor Glyn und Ethel M. Dell kennenlernt.

In den Werken dieser Autoren sucht man vergebens eine Spur von Irland oder Armenien. Es sind Sachsen aus Sachsen. Wo immer Shakespeares Sprache gesprochen wird — von Bordighera bis Oklahoma und von Valparaiso bis Schanghai — zählen ihre Auflagen schon nach Hunderttausenden, wenn andere Ladenhüter noch bei der ersten sind. Echte Weltumsegler, und es ist wahrhaftig hohe Zeit, daß sie auch zu den hinterwälderischen Europäern kommen, um ihnen eine vollkommen neue und weit weniger irrige Anschauung von englischer Wesensart beizubringen. *(Deutsch von Eva Maag.)*

Wilhelm Morgner

WIE DU ATMEST, SO LEBST DU!

Von

WILHELM FLAM

Der Gesangspädagoge Wilhelm Flam, von großen Sängern als ihr Mentor, in vielen Fällen als Retter gepriesen, erklärte einem Mitarbeiter des „Querschnitt" in einem Interview die Grundzüge seiner Methode.

Nur der wird die große Masse in Atem halten können, der selbst den Atem beherrscht. Es ist auffallend, daß gerade diese Funktion von den meisten Menschen als etwas Selbstverständliches hingenommen und viel weniger kultiviert wird als jede andere; je mehr die Menschheit durch technische Fortschritte der Natur entfremdet wurde, desto weniger achtete sie auf die Pflege des natürlichen Atmens, das doch der Anbeginn alles Lebens und Erlebens ist. Als Gott dem Menschen eine Seele geben wollte, blies er ihm den Atem ein; aus dem Atem aber entsteht der Ton, der tönende Seele ist, höchste Ausdrucksform aller Erlebnisse.

Ein ängstlicher, zaghafter Mensch atmet anders als ein erfolgreicher, dessen sicherer „Brustton" bezaubert, hinreißt, siegt. Materiell veranlagte Naturen atmen anders als Idealisten, Gelehrte und Phantasten. Erstere haben meist eine ausgeprägte Bauch- und Zwergfellatmungsart, die anderen Schlüssel- und Brustbeinatmung. Gemütsstarke, lebensfrohe Menschen weisen stark ausgeprägte Flankenatmung auf. Eine große Rolle spielt der Rhythmus und die Tiefe des Atmens. Hastige, unruhige, erfolglose Menschen,

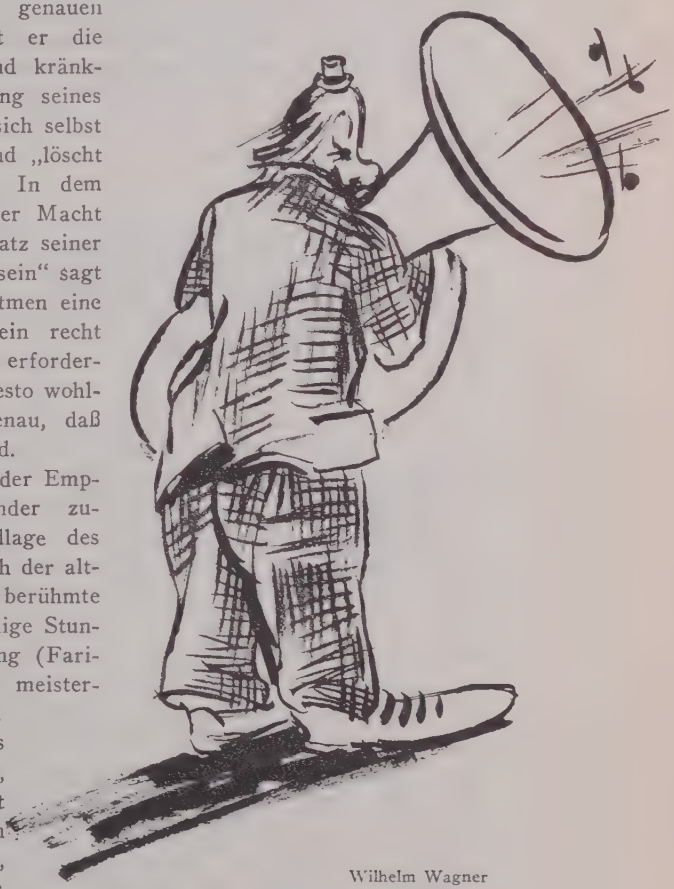
ewig sorgende, kleinliche, schwarzsehende Naturen atmen flach, unruhig, kurz und unrhythmisch. Melancholiker atmen seicht, Angst wagt kaum zu atmen, Schreck raubt den Atem. Mut und Freude lassen die Brust hoch aufschwellen. Die Natur zwingt den Menschen bei seelischem oder körperlichem Schmerz durch Seufzen oder Stöhnen zu einem befreienden Atmen.

Große Freude, Jubel, Glück lassen den Atem volltönen, zum Gesang werden. Gesang ist nichts anderes als tönender Atem, tönende Seele. Nur, wer, von innen getrieben, Lust zum Singen hat, wird singen können, und hier liegt der Ausgangspunkt für die schwere, verantwortungsvolle Aufgabe des Gesangsmeisters. Er muß gleichzeitig Seelen- und Charakterbildner seines Schülers sein. Nicht eine Kehle hat er zu bilden, sondern einen ganzen Menschen. Denn Gefühl und Ton müssen beim Sänger ein engverbundenes Ganzes sein, sein Innenleben muß mit seinem Gesang harmonieren, wenn er die bezwingende Kunstschöpfung bieten will, die die Menge hinreißt. Dieses Innenleben, das sich in Ton, Gebärde und Gesichtsausdruck widerspiegelt, unterscheidet den Künstler vom Chorsänger, der stumpf eine technische Fertigkeit produziert. Von allen anderen Künstlern unterscheidet sich der Sänger dadurch, daß er seine Kunst nicht mit Mitteln aus dritter Hand ausüben kann — wie der Geiger, der Pianist, der Maler, der Bildhauer —; er ist sein eigenes Instrument, und die Sorge um die Erhaltung dieses nur für ihn spielbaren Instrumentes erfüllt sein Leben. Er muß es selbst aufbauen, seine physiologischen Veränderungen beobachten und sein Leben ihnen immer wieder anpassen. Das einmal Erlernte genügt nie, denn immer wieder ist das Instrument verändert. Tut er das nicht, so ruiniert er das Instrument derartig, daß er die Lust am Singen verliert. Wohl ist er noch der gleiche Künstler geblieben, aber die Freude, die Triebfeder alles Singens, ist zerstört, die ebenso wichtig ist wie alles sogenannte technische Können.

Natürlich muß der Künstler auf seinem Instrument erst spielen lernen. Es ist aber nicht gleichgültig, welche Begriffe ihm am Anfang eingeprägt werden. Wenn alle Vorbedingungen vorhanden sind, ist es leicht, eine junge Stimme auszubilden. Die wirkliche Arbeit beginnt erst damit, den Sänger durch alle Stufen der Durchgeistigung zu führen, den Ton gleichzeitig mit dem Innenleben herauszubilden und ihn zu einem von tönender Lebensfreude überquellenden Menschen zu machen. Das war das Herrliche, diese Harmonie der Stimme und des Menschen, die an Caruso erschütterte. Da kann der Gesangsmeister aufbauen, er kann aber auch zertrümmern.

Als Leo Slezak zu mir kam, galt er, zur Zeit seines Auftretens in der James-Klein-Revue, für erledigt. Wie bei so vielen Sängern hieß es, er habe seine Stimme verloren. Das ist etwas, was es ganz einfach nicht gibt. Wenn eine Stimme einmal da ist, *kann* sie nicht verlorengehen. *Jeder* ist zu retten. Heute feiert Slezak Triumphe wie fast nie früher, seitdem er weiß, daß Gedanken, Seele und Atem die Mittel sind, durch die der Körper beherrscht wird, und somit die Grundpfeiler, auf denen sich das feste Gefüge der Stimme aufbaut. Hutt, Kirchhoff und viele andere sind mir auf diesem Wege gefolgt, der sie zu Welterfolgen nach einer Zeit großer Enttäuschungen geführt hat. Sie sind innerlich und auch äußerlich andere Menschen geworden.

Basis alles Lebens ist Atmen. Die Alten haben das mehr erkannt als wir. Nicht nur zufällig kennen die Griechen für Seele und Atem nur ein Wort: Pneuma. Die Wunder an Energie der Fakire und Yoghis beruhen auf ihrer genauen Kenntnis von der Macht des Atems. Tschuang Tse sagt tausend Jahre vor Christus: „Reiner Menschenatem geht tief und schwer, der Gemeinen Atem sitzt in den Kehlen". Auch Kant wußte um die Zusammenhänge zwischen Atem und Willen des Menschen. Der genauen Kenntnis des Atems verdankt er die Festigung seines in der Jugend kränklichen Körpers und die Stärkung seines Willens. Durch Atem heilt er „sich selbst von Schnupfen und Husten" und „löscht starken Durst ohne Wasser". In dem Schreiben an Hufeland „Von der Macht des Gemütes, durch bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein" sagt er, daß das dort beschriebene Atmen eine Gemütsoperation sei, zu der ein recht großer Grad des festen Vorsatzes erforderlich sei, der aber darum auch desto wohltätiger sei. Er wußte also genau, daß Atem und Willenskraft eins sind.



Wilhelm Wagner

Kraft des Atems und Kraft der Empfindung hängen eng miteinander zusammen und bilden die Grundlage des Tones. Auf dem Atem baute sich der altitalienische Belcanto auf. Der berühmte Sänger Farinelli übte täglich einige Stunden den Atem, und seine Uebung (Farinelli-Uebung) verschaffte ihm meisterhafte Beherrschung der Stimme.

Leider sind die Lehren des Deutsch - Amerikaners Koffler, dessen Werk über die „Kunst des Atmens" grundlegend in wissenschaftlicher Beziehung ist, noch nicht Allgemeingut aller Tonbildner. Viele glauben, auch ohne dem Atem besondere Aufmerksamkeit zu schenken, eine physiologisch richtige Tonbildung herbeiführen zu können, und „verwerfen" deshalb separate Atemübungen als „schädlich". Andere wieder, welche die Notwendigkeit der Atemübung zwar anerkennen, schalten das wichtigste seelische Element aus und trainieren den Atem mechanisch, was schädigend für Seele, Körper und somit Ton ist. Aeußerste Vorsicht ist bei der Atemschulung geboten. Einseitiges Hyperentwickeln der Muskeln, die nicht mit dem Ton

eng verwachsen sind, wirkt schädigend. Herz und Nerven dürfen nicht überanstrengt werden, vielmehr sollen sie daran gesunden.

Das rein physiologische Erfassen der Tonproduktion, das mühselige Befolgen unzähliger, an sich übrigens richtiger Regeln, wie z. B. bewußte Einstellung des Kehlkopfes, der Zunge, der Lippen, ohne gleichzeitiges inneres Erleben führt zu einem Klang, der mit wirklichem Gesang nichts zu tun hat. Zu viele Einzelheiten machen den Sänger konfus, er verliert durch die vielen Regeln die Unbefangenheit und steht plötzlich ratlos da. Der Ton wurde durch den Verstand entwurzelt, das Herz zum Schweigen gebracht. Ein körperlicher, seelischer und geistiger Zusammenbruch ist die Folge dieser Untat. Es beginnt ein mühevolles Suchen nach dem „Tonansatz", ein Wechsel des Lehrers, der Methoden, der Aerzte, eine Kette der Enttäuschungen, bis schließlich die Jahre vergehen und mit ihnen die Jugend samt der Stimme.

Technische Kehlfertigkeit erhält auch nie das Organ frisch und reizvoll. Ohne Seele muß ihr die Wirkung auf die Zuhörer versagt bleiben, und auch der sinnliche Zauber des Organs muß bald verblassen. Kehlfertigkeitsübungen wie Solfeggien, Concone und dergleichen, bei denen nur Ohr und Kehle beteiligt sind, nicht aber die Seele, bringen das Heil nicht. Was du nicht fühlst, sollst du nicht singen. Tust du es aber trotzdem, so begehst du an dir, an deinem Organ ein Verbrechen. Leere Pose und Routine kann nur verblüffen, aber nie erwärmen, nie von Dauer sein. Große Sangeskünstler wie Lilli Lehmann, Farinelli, Albert Niemann, Heinrich Vogel oder Battistini blieben innerlich jung und bewahrten sich ihre frische jugendliche Lust zum Singen, deren Ausdruck die Stimme ist.

Eine große Gefahr für viele Sänger bildet auch der allzu rasche Erfolg. So viele Sänger, die eine Karriere gemacht haben oder infolge ihrer stimmlichen Qualitäten im Begriffe waren, eine solche zu machen, gehen plötzlich zugrunde. Die Welt sagt stets: „Schade, wieder ein Beweis einer mangelhaften Tonbildung." Die wahre Ursache aber übersieht man. Der allzu schnelle Erfolg, der Ruhm verflacht und verdirbt so manchen jungen Künstler. Statt sich immer mehr zu vertiefen, von innen heraus zu schaffen, zu singen, beginnt er auf Effekte hinzuarbeiten, will mit äußeren Mitteln, „strahlenden" hohen Tönen, geläufiger Technik imponieren und entfernt sich immer mehr vom Ursprung jeder Kunst, von der Seele, von der Natur. Wohl ist die Technik da, der „hohe Ton" gelingt, die Stimme ist sogar stärker als je, aber das Publikum bleibt kalt. Es respektiert zwar noch eine Zeitlang den Liebling von gestern, bis es sich endlich ganz von ihm abwendet, da auch seine äußeren Mittel versagen. — Verflachung des Gefühls ist Verflachung des Tones.

Sich in den jeweiligen Klang der Stimme des Künstlers hineinzuhorchen, zu versenken, aus ihm die Körper- und Charaktereigenschaften herauszufinden, die Phasen seiner Entwicklung stufenweise zu überwachen und zu fördern, bis als Enderfolg der Sänger sich nicht nur sichtlich äußerlich-körperlich, sondern auch innerlich-seelisch und geistig in seinem ganzen Wesen verändert hat, ist oberstes Gesetz des Tonbildners. Er muß nicht nur

Lehrer und Meister, sondern auch väterlicher Freund und Führer auf dem schweren Wege zur Vervollkommnung sein.

Der Gesangsmeister wirkt somit erzieherisch, wenn er die momentane Atmungsfähigkeit erfaßt, sie individuell fortentwickelt, den Charakter und das Gemüt vertieft und den Geist vervollkommnet. Er wirkt jedoch zerstörend, wenn er diese Basis unbeachtet läßt, den Ton nicht bei seiner Quelle im Atem und im Herzen anfaßt und ihn nicht auf natürliche Weise heranreifen läßt.

Würde man diese Tatsache schon beizeiten in der Jugend erkennen, in den Schulen berücksichtigen, den Atem zielbewußt und sorgfältig pflegen, hätten wir viel mehr frohe, gesundempfindende, leicht auffassende und glückliche Menschen.

Leben ist Atem! Wie du atmest, so lebst du!

Joachim Ringelnatz

WENN ICH SINGE...

Von

KAMMERSÄNGER WALTHER KIRCHHOFF

Meine erste Lehrzeit war in Mailand 1905-06. Ich singe also jetzt über 20 Jahre, und meine ganze Karriere hat aus Lehrern bestanden, aber keiner hat mir so unendlich viel geholfen wie Wilhelm Flam. Zu ihm gekommen bin ich . . . da muß ich erst erzählen: Der Krieg, das war der große Einschnitt in meinem Leben, künstlerisch und privat. Jahrelang draußen, ich konnte nicht üben, nicht an mir arbeiten. Als Infanterist habe ich die letzte Marneschlacht mitgemacht, die mir gesundheitlich besonders schlecht bekam, so daß ich sogar lange Zeit ohne rechte Lunge singen mußte. Bei uns Sängern ist das auch außerdem so: Man singt sich in einen Kanal hinein, verdumpft irgendwie, versackt, konstruiert technische Dinge in sich hinein, die hemmen und lustlos machen. Ich versuchte es, als ich aus dem Felde kam, mit zwei Gesangsmeistern von großem Ruf und Können, ohne die ersehnte Befreiung aus diesem Kanal, in den ich geraten war, zu finden. Da kam der Antrag nach

Amerika. Was das für einen Sänger bedeutet, ist ja bekannt. Mir war klar: ich wollte und mußte mich gründlich aufpolieren, wenn ich Erfolg haben wollte. Da hörte ich von Flam und ging zu ihm. In den ersten Stunden haben wir keinen Ton gesungen, nur gesprochen. Und schon aus diesen Gesprächen kam es wie eine Offenbarung über mich; glauben Sie mir, es ist ein Experiment, es in meiner Karriere mit einem neuen Lehrer zu versuchen. Aber hier war einer, der keine „Methoden" dozierte, sondern hier war einer, der mir Dinge sagte, die mir in den zwanzig Jahren vorher noch kein Lehrer gesagt hatte. Flam ist ein Mensch, der durch eigenes Erleben — man kann wohl sagen Leiden — zu Erkenntnissen gekommen ist, die mich und viele andere wirklich zu neuen Menschen gemacht haben. Es war wie eine Wiedergeburt; was ich bekommen habe, ist diese kindliche Freude am Singen, und damit die Sicherheit über meine Stimme. Ich fühle mich heute wie vor zwanzig Jahren, losgelöst von Methoden und Ueberlegungen. Ich muß nicht mehr ängstlich daran denken, ob ich nun bei dem und dem Ton den Kehlkopf heben oder senken muß oder die Zunge so oder so zu stellen habe, seitdem ich weiß, daß bei richtiger Atemführung das Einstellen der Organe sich ganz von selbst reguliert. Ich brauche nicht mehr an verschiedene „Register" zu denken, ich *singe*. Und auch nicht mit großer Anstrengung, damit es nur schallt. Flam hat mich gelehrt, den Ton im Körper abzufangen, ungefähr so wie man ein Flugzeug, das heruntersaust, in halber Höhe abfängt. Alle Räume im Körper sind mit Atem gefüllt und geben eine klingende Resonanz. Allerdings muß man sich Flam und seiner Lehre mit offenen Armen und voll Vertrauen hingeben, sich ihm überantworten wie einem guten Anwalt oder Arzt, mit einem hundertprozentigen Wollen, ihm zu folgen.

Die Losgelöstheit von Methoden gibt dem Sänger, der vom Kapellmeister und der Musik und tausend anderen Dingen viel abhängiger ist als jeder andere Künstler in seinem Spezialbereich, auch die Möglichkeit, sich ganz in die Gefühlswelt der Rolle, die er singt, hineinzuleben. Wenn ich Lohengrin singe, dann bin ich Lohengrin, mit jeder Faser meines Seins und Gefühls, meiner ganzen Persönlichkeit. Oder, modern ausgedrückt: um Gefühle hundertprozentig auszudrücken, muß man sie hundertprozentig empfinden, hundertprozentiges Glücksgefühl, hundertprozentiges Schmerzgefühl. — Das ganze Singen ist ja ein ewiger Kampf zwischen Gefühl und Intelligenz. Opern sind Lyrismus, und jeder moderne Mensch muß die Wände hochgehen, wenn er die Worte der Gesangspartie nun auch noch gefühlsmäßig ausdrücken sollte. Diese endlosen Ketten von aneinandergereihten lyrischen Phrasen sind anachronistisch. Und da hat mir Flam die Sicherheit gegeben, so über der Situation zu stehen, daß sich mir auch diese Worte sinnvoll in Klang und Gefühl auflösen. Ich studiere zum Beispiel jetzt den Propheten für New York in französischer Sprache. Die Traumerzählung ist so eine lyrische Stelle — wie auch die ganze Partie, von der ich heute nicht wüßte, wie ich sie ohne Flam bewältigen sollte. Mit ihm fällt sie mir leicht.

Die posierenden Bewegungen, die man uns Tenören so gerne ankreidet, resultieren ebenfalls aus diesen langen, lyrischen Sätzen. Wenn ich singe, beobachte ich mich immer ganz genau, und zwar immer von rechts. Ich

Pennsylvania, Barnes Foundation

Neger-Maske (Baoule)

Photo M. Beck & H. Macgregor

Michael Arlen

Mit Gen. des Verlages Albert Langen, München

Max Dauthendey (gest. 1917)

John Galsworthy

Photo Sport & General

Bernard Shaw in Madeira

Wilhelm Mengelberg (rechts) als Posaunist auf seiner Schweizer Besitzung

Photo Rolf Lantin

Prof. Hans Kohlschein als Fahnenschwenker des Düsseldorfer Schützenfestes

stehe sozusagen rechts von mir noch ein zweites Mal auf der Bühne. Und da sehe ich dann manchmal mit Schreck, wie so ein Satz: „Atmest du nicht die linden Düfte" mir die Hand zu einer richtigen Tenorbewegung hochzieht, die nicht gerade erfreulich ist. Das ist es aber, daß Flam es mir ermöglicht hat, mich nicht in der Gesangsphrase und der Pose zu verlieren, mich selbst zu sehen und zu — hören. Zur Erkenntnis bringt Flam den Schüler durch das Summen. Wenn ich summe, vibriert alles an und in mir. Der freudig erfaßte Atem erfüllt alle nur erreichbaren Räume: Leib, Brust, Kopf, ja selbst das Hirn muß in erwartungsvoller Luft schwingen. Wenn ich dann diesen Lebensatem in feinstes Summen auflöse, ohne an Technik zu denken, wohl aber an unendliches Glück, so berauscht mich dieses Summen, das schon für andere von sinnlichem Reiz ist. Das wahrhaft freischwingende Summen macht das Hirn durch seine Vibration erzittern. Durch Festhalten des Tons an dem Sitz dieses Summens wird mit Hilfe des Atems ein gesangsfähiger Ton daraus. Dieser Ton muß nach Flam so fein aufgebaut sein wie ein statischer Bogen bei einer Brücke. Je feiner ich ihn konstruiere, um so sicherer wird der Ton klingen.

Mein nächstes Konzert gebe ich in New York in Carnegie-Hall vor 4000 Personen. Aber glauben Sie mir, ich werde so ruhig und freudig sein wie hier im Zimmer, mich nicht anstrengen, eben nur freudig singen. In Berlin ist mir das ja leider nicht vergönnt. Ich bedaure das sehr, da ich Berliner bin und die meiste Zeit meiner Karriere hier verbracht habe; trotzdem habe ich augenblicklich keine Chance, an eines der Berliner Opernhäuser geholt zu werden.

LÉON BLUM

DER GROSSE FRANZÖSISCHE SOZIALISTENFÜHRER

Von

ALAIN DE LÉCHÉ

Léon Blum ist eine der interessantesten Figuren der gegenwärtigen Kammer. Erst seit 1919 ist er Mitglied des Parlaments, aber schon seit 1899 ist er Mitglied der sozialistischen Partei, dem Leben der Partei tiefverbunden, streitbar, aktiv, und die Tätigkeit, die er ausübt, hat aus ihm zugleich eines der wichtigsten Mitglieder der parlamentarischen Gruppe und den repräsentativsten Chef der französischen sozialistischen Partei gemacht.

Die intellektuelle Schulung Léon Blums ist von Hause aus rein literarischen Charakters. Geboren im Jahre 1872 im Herzen des volkstümlichen Paris — Rue St. Denis — in eben dem Wahlkreis, den er heute als Deputierter vertritt, macht er seine Gymnasialstudien am Lycée Charlemagne und vollendet sie am Lycée Henri IV. Im Jahre 1890 geht er zur „École normale supérieure", literarische Sektion, über und wird im Jahre 1891 Lizentiat der Philosophie. Während er seine juristischen Studien betreibt, arbeitet er mit an den jungen Zeitschriften der Avantgarde. Im Jahre 1895 tritt er in den Staatsrat ein und bleibt darin bis 1919, immer seine Zeit teilend zwischen seiner juristischen Arbeit und der Literatur, die er niemals aufgibt.

Sein erstes Buch „Die Unterhaltungen Goethes mit Eckermann", das 1901 unter dem Schutz der Anonymität erscheint, berührt moralische und philosophische Fragen wie auch Fragen der Literatur und Kritik. Unter dem Deckmantel Goethes, der sich mit seinem Schüler unterhält, sagt der Autor den Zeitgenossen seine Meinung über ihre Werke und Ideen, und wie der Philosoph von Weimar sammelt er sich zuweilen und bringt seine Meinung über Gegenstände von allgemein-menschlicher Bedeutung zum Ausdruck. Man spürt bereits den humanitären Sozialisten, der zwanzig Jahre später vom Gedanken zur direkten und repräsentativen Aktion übergehen wird.

Nacheinander Literatur- und Theaterkritiker in der „Revue blanche" in der „Grande Revue", der „Comoedia", dem „Matin", veröffentlicht er mehrere Bände: „En lisant" (1903), „Im Theater" (1905 und 1909, 1910, 1911). Ein Buch von ihm, dem ein lebhafter Widerhall bestimmt war, erscheint 1907 unter dem Titel „Vom Heiraten" (Du mariage).

In diesem Buche macht Léon Blum der Eheschließung den Prozeß, so wie sie gewöhnlich gehandhabt wird. Der Autor stellt fest, daß im Menschen zwei entgegengesetzte Triebe wirksam sind, der polygame und der monogame.

Man gelangt erst zur monogamen Geistesverfassung, wie sie der Ehe entspricht, wenn man den polygamen Zustand — die freie Liebe — durchlaufen hat. Der junge Mann und das junge Mädchen, die in das Leben treten, werden zunächst ihre Gefühlserfahrungen machen und ihren polygamen Instinkt befriedigen müssen.

Um seine These zu stützen, gelangt Léon Blum zu einigermaßen gewagten Ausführungen: „Das junge Mädchen", schreibt er, „das von seinem Liebhaber kommt, kehrt abends in derselben Stimmung in ihr elterliches Heim zurück, als wenn sie von ihren Vortragskursen käme." Das Buch erregte seiner Zeit einen Skandal.

Einen Monat vor dem Kriege erschien von Léon Blum ein Band großer literarischer Kritik: „Stendhal und der Beylismus", in dem er so beredt wie gelehrt der Neigung, die er sein ganzes Leben für Henri Beyle gehegt hat, Ausdruck verleiht.

Léon Blum ist kein geborener Schriftsteller. Durch seine Klugheit vor allem sind seine Bücher bemerkenswert. Aber sein politisches Ansehen ist beträchtlich. In allen Augenblicken seines Lebens und in den kritischsten Zeitläuften hat Léon Blum die Sache der Gerechtigkeit verteidigt und die der jüdischen Rasse, der anzugehören er stolz ist. Während der Dreyfus-Affäre hat er, obgleich Beamter — er war damals Beisitzer im Staatsrat — unter dem Titel „Briefe eines Juristen" (Revue blanche) ein feuriges und bündiges Plädoyer zugunsten des Verurteilten von der Teufelsinsel veröffentlicht. Jedesmal, wenn die Gelegenheit sich bietet, unterstützt er mit seiner Intelligenz und seinem Einfluß die Sache des Judentums. In diesen letzten Jahren arbeitet er zusammen mit Doktor Weizmann an der erfolgreichen Entwicklung des Zionismus, und zu wiederholten Malen hat er in der Deputiertenkammer seine Eigenschaft als Jude stolz und laut betont.

Es geschah während des Krieges, daß Léon Blum zum ersten Male Mitglied eines Ministeriums wurde. Durch Marcel Sembat wird er an die Spitze

der Oeffentlichen Arbeiten berufen und bleibt von August 1914 bis Dezember 1916 dessen Mitarbeiter. Von dieser Epoche an ergreift er das Wort auf allen Kongressen der sozialistischen Partei. Bei den Wahlen von 1919 bittet man ihn, seine Kandidatur aufzustellen.

Der Tod von Jaurès, dessen Schüler und späterer Freund Léon Blum gewesen ist, und die große in der Partei und im Lande nach einem solchen Kriege zu erfüllende Aufgabe geben diesem glühenden Sozialisten das Gefühl, daß die Stunde zum Handeln gekommen ist; er fühlt, daß es eine Pflicht erfüllen heißt, wenn er das bis dahin immer ausgeschlagene Abgeordnetenmandat annimmt. Ohne diese zwiefach tragischen Umstände hätte er es ohne Zweifel nicht angenommen. Und Léon Blum präsentiert sich den Wählern im zweiten Wahlkreis seiner Vaterstadt Paris. Er wird gewählt, und bei den letzten Wahlen noch einmal gewählt.

Während der vergangenen Legislaturperiode hat man Léon Blum das Wort zu sehr umfänglichen Erörterungen ergreifen hören, sogar von seinen Gegnern im Parlament sehr aufmerksam verfolgt, über Eisenbahn- und Budgetfragen und solche der äußeren und inneren Politik. Seine energische Stellungnahme gegen die Ruhrbesetzung hat aus ihm den gefürchteten Gegner Poincarés gemacht. Auf allen nationalen und internationalen Kongressen führt er die Debatten. In Tours macht er verzweifelte Anstrengungen, um die Einheit der Partei zu retten. Aber so sehr er sich bemüht, den alten sozialistischen Einheitsbau zu wahren, es gelingt ihm nicht, die andern gehen in die Ferne, nach Moskau, um dort ihre Befehle zu empfangen und die kommunistische Partei zu bilden.

Léon Blum hat sich über diese Spaltung, die für seinen Glauben und für sein System einen so schweren Schlag bedeutet, nicht getröstet. In dieser Zeit schrieb er die „Briefe über die Regierungsreform", seine „Gedanken zu einer Jaurès-Biographie" und eine Broschüre „Wenn man Sozialist ist", in der er Ursachen, Art und Ausmaß seines Sozialismus beweglich auseinandersetzt. Dem wäre noch die fast tägliche Mitarbeit an der Zeitung „Le Populaire" und die unaufhörliche und feurige Propaganda durch das gesprochene Wort hinzuzufügen.

Aber ein solches Aposteltum kennt auch Stunden der Entmutigung. Ich habe Léon Blum Krisen durchmachen sehen, aus denen er übrigens siegreich hervorgegangen ist. Eines Tages sprach er mit mir von der Schwierigkeit, die ein junger Mensch habe, seinen wahren künftigen Beruf zu erkennen: „Ich zum Beispiel habe mein ganzes Leben gebraucht, um zu begreifen, daß ich hätte Arzt werden sollen; ich interessiere mich wenig für die Menschen, um so neugieriger bin ich auf ihre Krankheiten. Und was das Erschreckende ist: Bei den Wesen, die ich liebe, ist meine Diagnose unfehlbar."

Am Boulevard Montparnasse wohnt Léon Blum im selben Hause wie Philippe Berthelot, der eine im ersten Stock, der andere im Erdgeschoß, eine moderne, hohe und geräumige Wohnung, hinausgehend auf Gärten, die zu stillem Studium locken — die geistigste Atmosphäre, die ich kenne.

Joachim Ringelnatz

OLAF GULBRANSSON

Von

JOACHIM RINGELNATZ

In der freien Sonne, angesichts
Schöner Tennisspielerinnen,
Steht ein Stier.
Nur ein schmales Linnen
Bammelt ihm vorm Bauch und verdeckt nichts.

Goldig blinken kleine Einzelhärchen
Auf der nackten, braunen Haut.
Etwas brummt behaglich. Und ein Märchen
Wächst ringsum aus Gras und Kraut.

Etwas rund und blank wie Billardglatze
Wendet sich. Man sieht:

Eine undressierbar wilde Katze.
Die beugt sich zurück und zieht —
Gott weiß wie — wunderliche,
Unvergleichbar sichre Zauberstriche.

Breitbeturbant geht ein Riesenkind
In dem schon geschilderten Gewande
Grinsend durch die Wiese und den Wind
Nach dem Strande.

Einen dreisten Seehund sieht man in dem kühlen
Wasser draußen sich zu Hause fühlen.
Echter Whisky strömt durch echte Kehle.
Irgendein beschissner Tropf
Will sich über Großes lustig machen.
Eine Flasche fliegt ihm an den Kopf.
Es ertönt ein echtes Lachen.
Leise seitwärts schreitet eine zarte Weltallseele.

TIBERIAS
(AUS EINER GALILÄISCHEN REISE)

Von

ALEXANDER LEVY

In der Farm Kinereth hatte unser Chauffeur von einem Araber einen ganzen Sack voll frischer Gurken erstanden, wahrscheinlich um ein Nichts. Die Früchte, klein und fest und noch mit dem vollen Aroma des fruchtbaren Bodens an sich, mundeten uns als Dessert zu unserm heutigen Mittagsmahl vorzüglich. Das war nun schon der vierte „Gang". Zweimal Tomaten vom Felde von Daganiah, einmal Brot von dem arabischen Chausseearbeiter und einmal Gurken. Der Chauffeur und sein Freund machten sich einen Spaß daraus, uns so lange mit Gurken aus dem Sack zu stopfen, bis wir nicht mehr konnten. Es war eine lustige Fahrt, immer hart an dem wundervollen Bergsee entlang. Man empfand die große Hitze kaum, obwohl es in der Sonne an 60 Grad Celsius gab. Im Mai ist ja die Luft noch nicht derart durchglüht wie später im Sommer, wo sie einen mit heißen Wellen streift, auch beim Autofahren.

Ein paar Minuten vor Tiberias gibt es noch zwei Berühmtheiten. Der tote Rabbi Meir Baal-Hanèß, der Wundertäter, und die lebendigen Heilquellen von Tiberias, denen dieser Ort wahrscheinlich seine Entstehung, jedenfalls aber seinen Ruhm verdankt. Der Rabbi mag in seinem

schönen, kuppelgekrönten Mausoleum ruhen bleiben. Die heißen Quellen aber, voll überaus heilkräftiger Mineralien, sollten schon endlich zu neuer Herrlichkeit auferstehen. Jetzt sind sie von einem häßlichen Schuppen umfaßt. Oben auf dem Berge, im neuen Stadtteil von Tiberias, neben dem (von Erich Mendelssohn entworfenen) Elektro-Kraftwerk, ist allerdings bereits ein modernes Sanatorium im Bau. Das wird die Heilwasser durch Druckrohre hinaufleiten. Dann sollen oben Wannenbäder mit modernstem hygienischen Komfort an die Sanatoriumsgäste verabfolgt werden. Man hätte wohl lieber, statt so vielen unnützen sozialen Geschwätzes, aus diesem großen Schatz Palästinas unten ein großes Volksheilbad machen sollen. Das wäre vielleicht sogar ein besseres Geschäft, auch für den Unternehmer und für das Land, geworden, als ein Luxussanatorium, denn die Quellen sind sehr beliebt im Volke. Was wir allerdings jetzt, im Vorbeifahren, von den berühmten heißen Bädern, den „Chamej-Twérijah", sahen, war auch für minderbemittelte Europäer nicht sehr zur Kur einladend. Doch gehört die fast fabelhafte Heilwirkung dieser Schwefelthermen zu den wenigen Dingen in Palästina, die nicht Legende sind. Sie werden bereits in der Bibel erwähnt Um ihretwillen hat Herodes Antipas, der königliche Gatte der blutigen Herodias, hier eine römisch-griechische Luxusstadt mit Amphitheater und Rennbahn aus dem heißen Boden gezaubert und sie nach seinem prachtliebenden Kaiser Tiberius benannt.

Tiberias, Tabarîyeh, Twérija, Mittelpunkt dieses unheimlichen, messiasgebärenden Galiläa, das bist du! — Das Auto hält. Es ist etwa drei Uhr nachmittags. Ein ziemlich großer Platz, vom Gewirr aller möglichen Baulichkeiten umgeben und trotz der heißen Stunde sehr belebt. Wir steigen aus. Selbstverständlich sieht man uns sofort an, daß wir Ortsfremde sind und überfällt uns in hellen Scharen. Gepäckträger, Führer, Hotel, Autobus; Schuhputzen, Bootfahren, Limonadetrinken gefällig, wie das im Orient so ist. Man gewöhnt sich rasch daran und nimmt nicht mehr Notiz von dem ganzen, sich überall wiederholenden Rummel, als von den überall massenhaft vorhandenen Fliegen auch. Ich frage einen europäisch gekleideten Juden, wegen Anjas zerwandertem Fuß, nach einem guten Arzt oder nach dem Hadassah-Krankenhaus. Es ist aber ganz unmöglich, einem Fremden in Tiberias den Weg zu zeigen, auch wenn man ihn selbst sehr gut kennt. Das half also nichts. Wir mußten uns auf gut Glück durchschlagen.

Es war ein schlimmer Weg durch die engen, schmutzigen und holprigen Gäßchen des alten Tiberias. Wie Anja es überhaupt geschafft hat mit ihrem kranken Fuß, ist ein tiberianisches Wunder. Als der große Schwarm der Offertmacher vom Autoplatz sich allmählich verlaufen hatte, blieben noch immer zwei jüdische Jungen an uns kleben. Nur dem Umstand, daß sie allmählich in einen ernsten Konflikt darüber gerieten, wem von beiden wir nun endgültig „gehören" sollten, haben wir es zu danken, daß wir sie schließlich doch noch loswurden.

*

Jetzt soll also eine „Beschreibung" der Altstadt von Tiberias geliefert werden. Ich gestatte mir zu streiken; es übersteigt meine schildern-

den Fähigkeiten. Was nützen Wortanhäufungen? Ich fühle, daß man dies Aroma von Farben, Gerüchen und Bewegungen nicht wiedergeben kann, jedenfalls für keinen Europäer. Es gäbe für ihn keine Anhalts-, keine Vergleichspunkte, keine geläufigen Begriffe, die er als Maßstab hier anlegen könnte. Neapel, Schimonoseki, ein Kaffernkral sogar: das steht noch alles einigermaßen begriffsfest da, hat einen geistigen Rahmen, in den man es hineinstellen kann. Auch Damaskus, Kairo, Bagdad selbst, das geht noch alles, das ist Marke „Orient", das kennt man. Aber Tiberias? Tiberias, nein, das geht nicht in ein europäisches Hirn hinein. Das ist einfach das Chaos, das Wilde, das Ungegliederte, *das Allesgleichzeitige,* das unvorstellbare Tohuwabohu.

Ihr wollt dennoch? Gut, versuchen wir ein paar verrückte Pinselstriche. Mehr kann ich nicht versprechen.

Ehmsen

Bunter Schmutz; ein Rad, das sich unaufhörlich dreht, auf dem alle wildschreienden Farben schließlich zu einem unwahrscheinlichen Grau verschwimmen; ein Haufen zerschlagener brauner Töpfe, ein altes Fischfaß voll wimmelnder Wesen, die eher an Maden als an Menschen erinnern; ein stinkendes Labyrinth, verstopft mit beweglichen Körpern, die an der Sonne zerfließen; etwas, das 200 Meter unterhalb des Meeresspiegels und doch in der tollsten Sonne der Welt ist. Ein Lumpenorient unterhalb des untersten Orientes, sowie es unterhalb des Proletariates ein Lumpenproletariat gibt, versoffene Taschendiebe, die die Finger nicht mehr lang machen können, zerfressene alte Huren, die am hellen Tage Laternen meiden. — Kein Mensch weiß, warum das gerade hier sein muß, in der Stadt der Herodias. Aber es ist nirgendwo auf der Welt etwas Aehnliches zu finden, auch in Palästina nicht, auch in der Jerusalemer Altstadt nicht, die doch gerade toll genug ist.

Die riechenden, wirbelnden, sonnenzerfetzten Menschengespenster hier leben jedes, scheints, zwölf Leben in diesem Mauerfraß von Stadt. *Sie sind alle gleichzeitig alles,* was der schäumende Schoß des Orients auswirft: Syrier, Levantiner, Palästinenser, Griechen, Armenier, Türken, Juden, Araber, Kopten, Drusen, Christen aller Sekten, das sind schon elf Sorten Dasein, die du jedem von ihnen in jedem Augenblick geben kannst. Dann aber sind sie plötzlich alle deutsche Juden und polnische Juden aus der finstersten Blüte des Mittelalters, von der Zeit der Kreuzzüge her, als Tiberias an einem höllischen Julitage in die Hände des gewaltigen Salah-ed-din fiel, von der Zeit des schwarzen Todes her, der Geißler, der Hexen, der Scheiterhaufen, der Inquisition, der Magier, Kabbalisten, Astrologen und Zeichendeuter. Dann auch ganz gewöhnliche polnische Juden von heutzutage, so, als ob sie eben erst aus ihrem „Städtel" hier angekommen wären. Als hätte gestern Exzellenz Ludendorff an ihre Adresse sein Manifest gerichtet „Zu meine liebe Jiden!" Die vorgestrigen, die gestrigen, die heutigen, die ewigen Juden, alles auf einmal.

Neben uns ist ein ehemals türkischer Konsulatskawaß aus dem schmutzigen Boden gewachsen, mit goldstrotzender Uniform und Stock, er ist schon, mit Würde im Backschischblick, unser Führer. Man kann nicht zu ihm reden. Er ist ein Geist. — Eben war er noch ein levantinischer Straßenbengel. — Da sitzt er schon in seinem Warengewölbe mit untergeschlagenen Beinen, ein würdiger, arabischer Kaufmann aus Bagdad, ein Weißbart. — Hier steht er, ein Jüdchen aus der Jeschiwa von Susljawecz, verkauft listig, mit schütterem Ziegenbärtchen, Schnaps, — sitzt im Krämel, handelt mit Bleistiften und Wichse, Bleiglanz und Knöpfen, mit triefenden Augen, im speckigen, langen Chalat, die runde „Jarmolke" auf dem Hinterschädel. Da schnappt der Spuk schon über in die Wirklichkeit: während ein wunderschönes, armenisches Mädchen eine Spinne von einem Kind säugt, verkauft mir der Triefäugige einen Bleistift. „Schwanbleistiftfabrik Nürnberg" steht darauf graviert. Und am oberen Ende trägt er als Schmuck einen schwarzweißroten Ring. Ich habe mir diesen Bleistift als „Andenken aus Tiberias" aufbewahrt, neben einem fürchterlichen Oeldruck: „Hindenburg in voller Generalsuniform", den ich im Votivgäßchen neben der Kirche vom heiligen Grabe in Jerusalem erstanden habe.

Der Kawasse weicht nicht von meiner Seite, stumm, aber beherrschend. Bei fünf Schustern haben wir schon vergeblich nach Sandalen gefragt, für Anja, sie rutscht aus in ihren an der Ferse aufgeschnittenen Halbschuhen über all diesem Unflat auf den schwarzen, basaltenen Pflastersteinen, Jauche, Gedärme von geschlachtetem Vieh, Oel, das aus den fürchterlichen, schwarzen, prallgefüllten Tierbälgen der Lastträger auf die Gassen trieft, Küchenabwässer. — Eine katholische Schwester rauscht aus dem Himmel vorbei. Ich frage sie nach dem jüdischen Krankenhaus. Sie lispelt englisch, daß sie kein Hebräisch verstehe. — Kinder unbestimmbarer Nationalität kriechen unter unseren Beinen durch, beschmieren sich mit Straßenschmutz, als ob sie noch nicht genug davon an sich hätten. — Dieser hundertjährige Greis im Totenhemd, mit dem tscherkessischen Gürtel und der galizischen Fuchs-

Straße in Rio de Janeiro

Photo v. Dühren & Henschel

Die neueröffnete Galerie Ferdinand Möller, Berlin

Photo Dr. P. Wolff, Frankfurt

Musikausstellung in Frankfurt a. M.

Slg. Nell Walden

Bali-Figur

Nell Walden, Japanischer Garten
Oelgemälde

Slg. Nell Walden

Peruanisches Gewebe

Herwarth Walden und seine Büste von William Wauer

Photo Manuel

Léon Daudet

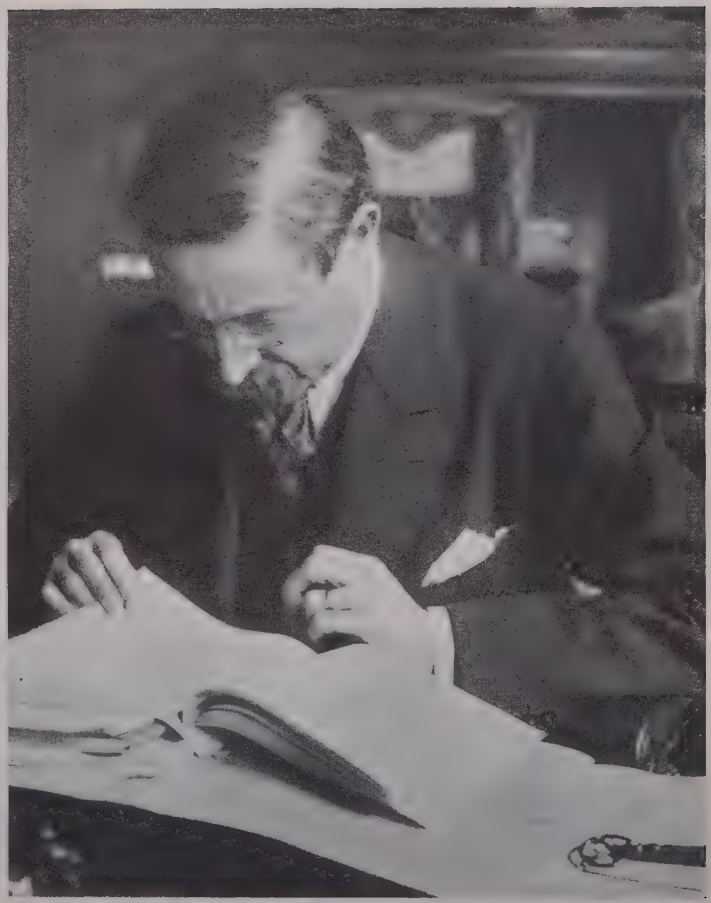


Photo Choumoff

Léon Blum

pelzmütze, wird uns Ledersandalen verkaufen. Der Kawaß paßt auf. Um fünfzehn Piaster, es sind riesige Latschen aus Mumienhaut. Anja zieht sie an (sie kann es nicht mehr aushalten in ihren Schuhen, ist halb ohnmächtig). Sie sind ganz vertrocknet, reißen trotz der Größe sofort in allen Nähten. „Oih weih, hat doch die Dame mir die guten Schuh verdorben!" wimmert der Hundertjährige. — Ich gehe um die Ecke (es gibt hier nichts als Ecken). Muß endlich den Kawassen loswerden, was will der? Kaufe bei dem Schnapsjuden aus Susljawecz für einen Piaster Schnaps. Der ist ein sehr großer Herr, denke ich. An seinem „Laden" hängt ein Schild der Firma: „Carmel Oriental, Vins et Liqueures des caves du Baron Rothschild à Richon-le-Zion". Ich sage ihm auf jiddisch, daß er den Kawassen fortjagen muß. Er zwingt nur mit den listigscharfen Augen, und das große Gespenst ist verschluckt von der süßstinkenden Luft, von dem verdreckten Boden. — Komme zum Alten zurück. Um einen halben Piaster jammert er, damit er bei einem der fünfhundert Schuster dieser unheimlichen Gassen die Sandalen *nähen* lassen kann. — Statt der katholischen Schwester ist es jetzt eine große, dicke, wahnsinnig elegante Dame aus Paris, Lodz oder Damaskus, die mit Bonne und Girltöchterchen uns im Vorbeischweben zulächelt „Vous excusez, Madame, peut-être vous savez ici l'hôpital juif?" „Au regret, au grand regret, je ne le sais pas" lächelt sie so süß wie der fade Atem dieser durchseuchten Stadt am klaren Bergsee Genezareth. Wo ist *der?* Der ist unsichtbar, begraben vom Dunst tausender Scherbenhäuser, Bazargruben, von dem widerlichen Odem all dieser wimmelnden Wesen. — Dreimal noch reißen die Mumiensandalen. Dreimal noch wiederholt sich die Tragikomödie mit dem halben Piaster. Der Hundertjährige ist vor Kummer schon tausend Jahre alt geworden. Diese Sandalen und er selbst stammen aus der Höhle jener Hexe von Endor in Galiläa, die vor dem sterbenden Saul den toten Samuel heraufbeschwor.

Ein Griechlein mit der kurzen Jacke, der reichgestickten Weste, den Bauschhosen, will uns einen Kanarienvogel im Holzbauer verkaufen. Der Vogel ist aber ein verzauberter persischer Dichter. Da schwebt der Schatten Lord Byrons vorüber, Firdusis, wir sind in Griechenland, in Persien, nein, im Hades; dort stößt Charon den Nachen über den Styx, den schwarzgewordenen See von Tiberias, schwarz vom Giftatem der Stadt.

Es geht nicht weiter mit diesen verhexten Sandalen. Sie fallen ihr von den Füßen. — Dunkle Drusen drücken sich in Haufen vorüber im kargen Schatten der Steinwände. Werden wir sterben müssen im Irrgefängnis dieser Gassen? — Ein ganz munterer, menschlicher, arabischer Schuster hämmert drauf los zur Singsangmusik aus dem Grammophon des Kaffeehauses gegenüber. „Mach uns unsre Schuh!" Er näht sie schon. Es ist Hans Sachs. Das Grammophon plärrt die Meistersinger, und jenen Juden hat Nürnberg hierher ausgespien, daß er uns Schwanbleistifte verkauft. Sei mir gegrüßt, du lieber Schwan! Es ist Lohengrin, nicht Hans Sachs oder Charon oder die Hexe von Endor, das ist eine fette fränkische Jüdin, diese Schauben trug man vor ein paar hundert Jahren in Deutschland. So, jetzt halten die Schuhe auf einmal! Welch Wunder! Zur Feier kreischen fünfzig arabische Grammophons plötzlich ihre monotonen Tanzlieder aus

allen Cafés der Stadt, es ist ein ohrenbetäubender Lärm. Eine Schar stummer Beduinen zieht hinter ihrem edlen Scheich durch diese vermoderte Wüste. — Peer Gynt tanzt wild zu all den Grammophonen mit Herodias, der blutigen Stadtmutter. — Römische Legionäre stempeln Ziegel zum Bau der Mauer, da steht sie ja, vor unseren Augen. — Die Beduinen kaufen rote Taschentücher für die Mädchen ihres Stammes: „Krimmitschauer vereinigte mechanische Webereien" steht auf der Pappschachtel. Die Fatmes sind eine gute Kundschaft für Krimmitschau.

Schon zweimal sind wir nun an der Hadassa vorbeigelaufen, ohne das Schild unter den vielen andern hebräischen Aufschriften zu bemerken. — Warum ist in dieser Stadt Bleiglätte ein so begehrter Handelsartikel? Sie sagen, es sei für die Augen der Frauen. Alle diese Völkerschaften handeln hier mit Bleiglanz. Aber es ist wohl der Ausdruck dieses schwarzglitschigen Ortes. Eine vulkanische Formation, Basalt, Lava, ausgespien aus der tiefsten Hölle, ist dies alles. Erstarrte Glut. Gräber. Rabbi Jochanan ben Sakkai, der große Maimonides-Rambam, Rebb Meir Baal-Hanèß, der seltsame Wundermann, Rabbi Akiba, der nichts Neues finden konnte unter dieser Sonne von Tiberias, alle liegen sie rund um diese Höllenstadt begraben. Oeffnet es sich? Wir sind zweihundert Meter unterhalb des Meeresspiegels. Flutet es schon über uns? — Da geht ein „Mops", das ist eine Genosse der „Mifleget Poalim Sozialistim", der kommunistischen Arbeiterpartei Palästinas Moskauer Observanz. Aber er schleicht geduckt wie die Drusen. Der britische Geheimpolizist ist ihm auf den Fersen, der Arbeiter verbirgt sich hinter den bauschigen Röcken einer daherwatschelnden Jüdin aus Buchara. Das gehört heut auch schon zu Sowjetrußland. Die Frau ist über und über mit Schmuck behangen aus dem innersten Asien, aus Pamir, der Wiege der Menschheit. Sollen wir alle miteinander hier wieder versaufen? Nadja, Anja, kommt; hier, diese entsetzlich enge, steile, glitschige Treppe, die geht in die Welt hinauf, kommt, kommt!!

Sie kommen, steigen; das dünstende Tiberias sinkt, versinkt unter uns. — Es riecht nach Karbol. Eine große, stille, steinerne Halle. Bänke zum Ausruhen. Es werden gewaschene Handtücher abgezählt. Wir sind im Wartesaal der Hadassa. Man sagt uns, daß gleich nach vier der Arzt kommen wird. Wo waren wir diese Stunde? Sind wir wirklich wieder unter Lebendigen?

*

Wir sitzen mit geschlossenen Augen, vertreiben mit den Händen noch immer blasse Schemen. Fliegen gibt es hier nicht, Gott sei Dank. Aber war da nicht eben wieder der Erbauer dieser irrsinnigen Stadt, der „Landesherr" des Gekreuzigten, der König der Juden? Oder war es seine perverse Königin, die den Kopf des Jordantäufers begehrte, den sie liebte, „anders wär ja unerklärlich das Gelüste jener Dame, — wird ein Weib das Haupt begehren eines Manns, den sie nicht liebt?" Die und keine andere ist die Stammutter der versunkenen Stadt dort unten, die auch noch in die sauberen, stillen Räume der „american jewish medical organization Hadassa" verflogne Flocken ihres Gischts hinaufspritzt. Da steht solch ein uraltes Kind,

ein achtjähriges, tiefbraunes, schmächtiges Judenmädchen aus Südarabien, an der Tür zur Augenklinik. Will wohl einen Angehörigen sehen. Einige Male hat die diensthabende Schwester sie schon hinausgedrängt. Immer wieder schlüpft die Kleine durch eine ganz enge Spalte hinein. Ist stärker, stärker als Amerika, Medizin, Disziplin, Erwachsenheit. Spricht keinen Laut. Nur die Augen leuchten. Zuletzt bleibt sie hinter jener Tür verschwunden; sie hat gesiegt, diese rechtmäßige Urenkelin der tollen, toten Herodias.

„War vielleicht ein bißchen böse
Auf den Liebsten, ließ ihn köpfen;
Aber als sie auf der Schüssel
Das geliebte Haupt erblickte

Weinte sie und ward verrückt,
Und sie starb in Liebeswahnsinn.
(Liebeswahnsinn! Pleonasmus!
Liebe ist ja schon ein Wahnsinn!)

Nächtlich auferstehend trägt sie,
Wie gesagt, das blut'ge Haupt
In der Hand, auf ihrer Jagdfahrt —
Doch mit toller Weiberlaune

Schleudert sie das Haupt zuweilen
Durch die Lüfte, kindisch lachend,
Und sie fängt es sehr behende
Wieder auf, wie einen Spielball.

— — — — — — — —

Warum hast du mich so zärtlich
Angesehn, Herodias?"

Wir gingen ein wenig neugierig umher, besorgt, nirgends zu stören, hier nicht aufzufallen. Eine leichte Zigarette scheuchte dann den letzten Rest des tollen Traums von da unten hinweg. Der Doktor kam. Ein gutangezogener Wiener Herr. Bat Anja hinein, zeigte der Schwester, was sie zu tun hatte. In einer Viertelstunde war alles in bester Ordnung und unsere Wandergefährtin frei von Schmerzen. Wir hatten einige Piaster an die Kasse zu entrichten. Es war halb fünf. Jetzt galt es, so schnell wie möglich ein Auto nach Kfar Gileadi aufzutreiben, um zur Nacht bei unsern Freunden und an unserm nördlichsten Reiseziel zu sein. Wir hatten heut noch 75 Kilometer vor uns. Steigen diese sonderbaren Treppen wieder hinunter ... Jetzt hatte aber der Spuk seine Macht verloren. Gleich um die Ecke war wieder der große Autohalteplatz und ganz gewöhnlicher orientalischer Alltag. Die Reise konnte weitergehen.

DIE PUTTKAMERS

Ein Zeitgenosse Cäsars, Fürst Leszek III. hatte achtzehn Söhne. Er führte im Wappen den Greifen, den noch heute die Puttkamer führen. Er herrschte über Dazien, das jetzige Serbien. Einer seiner achtzehn Söhne hieß Jagsa. Dieser begründete die Dynastie der Jagsa, und ein Nachkomme war der Graf Vrs (sprich: Wrsch) von Schreckenstein. Sie kamen später nach Böhmen hinauf und waren Mitregenten und ein berühmtes Geschlecht in Böhmen, nach denen noch heute ein Stadtteil von Prag benannt ist. Ein Graf Vrs hofierte die Königin Libussa von Böhmen, diese zog es aber vor, nicht den vornehmen Vetter zu heiraten, sondern einen Bauern, Namens Przemysl, wodurch die Przemysliden auf den Thron kamen. Dadurch entstand großer Familienkrach und Fehde und die Vrs, die die Sache satt hatten, gingen in fremde Länder, teils nach Pomerellen, damals wendisch-kassubisches Gebiet, das unter dem Zepter eines Vetters vom König Swatopluk, dem Böhmen gehörte, stand. Es kam auch hier zu Familienzwistigkeiten und König Swatopluk wurde von dem Großvater des ersten deutschen Vrs im Zweikampfe mit der Axt erschlagen. Daraufhin verschwand obiger Großvater, der der erste deutsche Ahnherr der Puttkamer ist, aus Pomerellen und erst sein Enkel kam wieder nach Pomerellen zurück, er führte den Namen Jesko Jan und war Palatin von Danzig. Die Geschichte sagt von ihm, daß er ein ganz hervorragender Staatsmann und Städtebegründer gewesen sei.

Nägele Radierung (Verlag F. Gurlitt)

Seine Söhne Svendso und Lorenz waren Burggrafen von Schlawe, Stolp und anderen größeren Orten. Seit dieser Zeit führen die Städte Schlawe, Stolp, Zannow und Rügenwalde das Wappen der Leszek, Vrs, Jagsa und Puttkamer — nämlich den gekrönten Greifen — oberhalb ein Adler, unterhalb ein Fischschweif. Pod komoro ist Unterkämmerer = Kronkämmerer. Dieser Name ist ursprünglich nur ein Titel gewesen, aus dem sich später der Name Puttkamer entwickelt hat. Die Puttkamers in Russisch-Polen führen immer noch den Namen eines Grafen Vrs Puttkamer.

Ursprünglich haben die Vrs gegen die deutschen Markgrafen von Brandenburg gekämpft und sich lange tapfer gehalten, wurden aber später mit ihren Besitzungen germanisiert und so aus slawischen Dynasten deutscher Adel. Sie sind ein trotziges, eigenwilliges Geschlecht, das zähe an seinem ererbten Boden und an seinen alten Ueberlieferungen hängt. Sie sind fast ausnahmslos schöne große blonde Männer und ebensolche Frauen, ganz wenige, so die Fürstin Bismarck, waren brünett. Sie sind in allen Zeitläuften Grundbesitzer und Soldaten gewesen, und im letzten Kriege 1914 waren nicht weniger als 150 Puttkamer im Felde, von denen neunzehn den Heldentod fanden. Sie waren jederzeit bereit, sich mit Gut und Leben für ihr Vaterland einzusetzen. Von höfischem Dienst hielten sie nichts. Sie haben eine zu starke Wirbelsäule, die sich schwer zu höfischen Komplimenten eignet. Sie lieben Jagd, Frauen, Wein und Spiel.

Meseck Holzschnitt (Verlag F. Gurlitt)

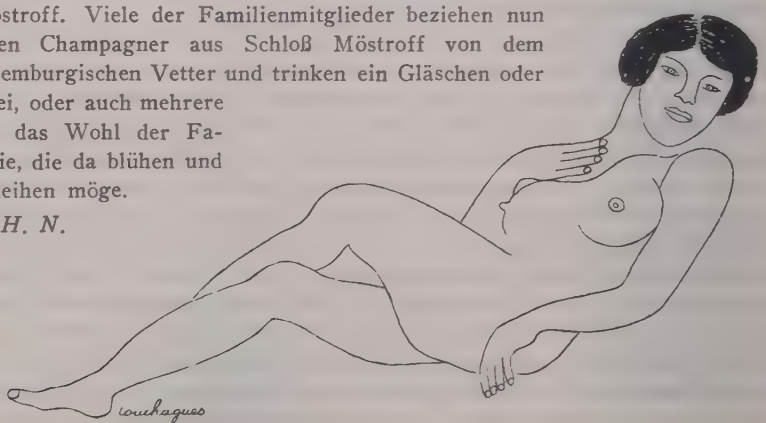
Seitdem eines ihrer Familienmitglieder, der bekannte Gouverneur von Kamerun, Jesko von Puttkamer, in deutschen Kolonien tätig war, sind sie sehr kolonial veranlagt und in aller Herren Länder zu finden. Ein Zweig dieser Familie blüht in Polen, einer in Rußland, ein dritter in Oesterreich und einer in Australien. Ein Robert von Puttkamer war Kultusminister und brachte die neue Orthographie auf, nach welcher die Worte Tor, Tal, Tür ohne „h" geschrieben werden. Der vorgenannte Gouverneur Jesko v. P. nahm ein sogenanntes Cousinchen mit nach Afrika, woraus das schöne Lied entstand: „Willst du mein Cousinchen sein?" Man nahm es ihm übel, daß er angeblich einige Negerweiber hatte aufhängen lassen, man beriet am grünen Tisch im Kolonialamt und versuchte ihm Unannehmlichkeiten zu machen. Vermutlich waren andere Anwärter vorhanden, die gerne General-Gouverneur von Kamerun geworden wären und auch ihrerseits ein Cousinchen mitgenommen hätten. Dies gelang ihnen jedoch nicht, und im darauffolgenden Prozesse konnte man dem Gouverneur Jesko nichts am Zeuge flicken. Man bat ihn, weiter seinen Posten auszufüllen, doch Jesko von Puttkamer sagte: „Ihr könnt mir sonstwo" und nahm eine Anstellung bei einer großen englischen Kolonialgesellschaft.

Sein Kammerherr, Herr von Kramsta, war Verbindungsoffizier zwischen dem Palais des Gouverneurs und den Salons der berühmten Marie Madeleine,

Gemahlin des alten Generals Heinrich von Puttkamer. Marie Madeleine war die erste und größte erotische Dichterin ihres Zeitalters. Ihre Dichtungen gleichen den Zeichnungen des Baron de Bayros, mit dem sie auch in seinen letzten Lebensjahren zusammen arbeitete. Marie Madeleine dichtete ganz intuitiv und produktiv. Eine Cousine ihres Mannes, Baronin Adelaide Puttkamer-Schack besuchte sie einmal und bat sie, ihr großes Talent in den Dienst höherer Ideen zu stellen, worauf Marie Madeleine antwortete: „Das kann ich ja nicht, denn ich schreibe es in der Nacht und weiß am Morgen selber nicht, was ich geschrieben habe." Baronin Adelaide war selbst ein großes Talent, das dichtete, malte, bildhauerte, alles in der Perfektion autodidakt. Eine weitere Dichterin in der Familie Puttkamer war Alberta von P., Gemahlin des Staatssekretärs Maximilian von Puttkamer. In der jüngsten Zeit ist eine Thea von Puttkamer — die lange in Konstantinopel lebte — ebenfalls als Dichterin vielgenannt. In Prag lebt noch eine Baronin Puttkamer unter dem Namen Nora Hollo-Puttkamer, die ausgezeichnet dichtet und Silhouetten schneidet.

Zu erwähnen ist noch, daß ein großer Teil der Familie in Pommern lebt, ihren Kohl baut und jedes Jahr einen Familientag abhält, einmal in Berlin und einmal in Stolp. Dieser Zweig ist wenig international, eher national und zwar deutschnational, welchen Sport sie sehr oft auf die Spitze treiben. Weit kosmopolitischer sind die Puttkamer, die in Luxemburg auf zwei schönen Schlössern, Bettendorf und Möstroff, ansässig sind. Der Schloßherr von Bettendorf, Baron Adolf von Puttkamer, war der liebenswürdigste, gütigste und originellste Mensch, den man sich denken kann. Seine erste Frau war eine Reichsgräfin zu Ingelsheim, seine zweite eine belgische Gräfin Eugenie Borchgraf d'Altena. Nach dem Kriege wurde dieser Dame ein in Belgien gelegenes Gut vom belgischen Staate konfisziert, weil sie die Frau eines Deutschen war. Ein Sohn Gustav Puttkamer hat die bekannte Champagnerfabrik Chateau Möstroff und verfertigt in den Kellern seines alten Schlosses ausgezeichneten Champus. Er ist lustig und charmant, wie es sich für einen Champagnerfabrikanten gehört. Das Etikett der Hausmarke trägt das freiherrlich von Puttkamersche Wappen und das Bild des alten Schlosses Möstroff. Viele der Familienmitglieder beziehen nun ihren Champagner aus Schloß Möstroff von dem luxemburgischen Vetter und trinken ein Gläschen oder zwei, oder auch mehrere auf das Wohl der Familie, die da blühen und gedeihen möge.

P. H. N.



Paul Kleinschmidt Radierung

UN QUART D'HEURE AVEC....

MAURICE DEKOBRA

Um den Erfinder der „*Madame des Sleepings*" zu interviewen, muß man im „Fahrplan" nachsehen, im „Indicateur français", im englischen „A.B.C.", im italienischen Führer der „*Ferroviari*" und in den spanischen „*Coches Camas*". Man zieht die Stunde der großen Expreßzüge vom Mondviertel ab, multipliziert mit drei und hat eine Chance gegen sieben, Dekobra zu treffen.

Gestern habe ich ihn in seinem Aufzuge entdeckt. Ich fuhr hinauf. Er fuhr hinunter. Fünfundvierzig Sekunden sind wir hin und her gefahren, und schließlich befand ich mich in seiner Bibliothek, die neben andern Merkwürdigkeiten ein Exemplar der „*Fleurs du Mal*" enthält, gebunden in Frauenhaut, eine Zigarettenschachtel aus Kristall, ein Geschenk des Königs von Aegypten, und ein Gemälde von Dekobra selbst, eine nackte Frau darstellend, gemalt mit Gelbei, roter Tinte und Jodtinktur. Aber ich ziehe seinen garantiert echten Van Ostade und seinen Coypel vor.

Das Fragenmaschinengewehr beginnt zu spielen:

Mein Herr Romancier, der Sie Millionen von Lesern in allen Sprachen — das Japanische, Hebräische und Arabische mit inbegriffen — amüsieren, Sie lesen gewiß viel Frivoles. Welches sind Ihre Lieblingsbücher?

Meine frivole Lektüre besteht aus: Biologischem, Metaphysischem, Okkult-Wissenschaftlichem, historischen Memoiren... Ich lese *niemals* meine Zei-

genossen besonders keine Romanciers ... Das widert mich an. Die Zuckerbäcker mögen ihre Kuchen nicht. Ich kann das Marzipan der andern nicht essen. Bei meinen eigenen Romanen wird mir schon übel genug.

Aber unter den Klassikern?

Also da will ich Ihnen meine Bewunderung für Swift, Voltaire und Goethe gestehen. Ich habe sogar den Mut gehabt, Haeckel mit Interesse zu lesen ...! Kant und Fichte begeistern mich viel mehr als der selige Gustav Freytag .... Wenn ich die Wahl habe zwischen *„Soll und Haben"* und dem kategorischen Imperativ, so wird mir die Entscheidung nicht schwer. Ich weiß ein paar Stücke von Shakespeare auswendig, denn die Gouvernante, die mich englisch lehrte, als ich sieben Jahre alt war, war eine frühere Souffleuse vom *Drury Lane Theater* in London.

Was denken Sie vom Völkerbund in Genf?

Das ist eine Hagenbeck-Menagerie, wo die in Diplomaten verwandelten Raubtiere Zuckerwasser trinken, solange sie noch keine Gelegenheit haben, sich zu beißen ..., falls es nicht eine Krippe für die Greise ist, deren sich zu entledigen die verschiedenen Staaten den Wunsch haben.

Unsere Unterhaltung wird unterbrochen durch eine junge Engländerin, die sich, schüchtern errötend, hineinführen läßt und Dekobra bittet:

„Sir ... Mama hat mir verboten, *„La madone des Sleepings"* zu lesen. Aber ich habe heimlich ein Exemplar gekauft und möchte, daß Sie mir eine kleine Widmung hineinschreiben."

Dekobra nimmt lächelnd die Feder und schreibt:

„Für Miß X. diesen Roman, den ihre Mama lesen wird, wenn sie älter sein wird. Maurice Dekobra."

Verwirrt verläßt uns das junge Mädchen. Dekobra sieht mich an und sagt: *„Gentlemen prefer blonds"* ... Ich bin kein Gentleman, weil ich die Brünetten bevorzuge! Sie erinnern sich an die Geschichte vom Herzog von Saint-Simon, den eine große Dame im Jahre 1735 fragte: „Herr Herzog, lieben Sie die Braunen mehr oder die Blonden?" Da schwang der Autor der Memoiren seine Tabaksdose und versetzte mit seinem eleganten Zynismus: „Madame, in Kupidos Hause ist die Braune der Keller, und die Blonde der Boden ... Ich ziehe das Entresol mit einer kleinen Roten vor."

Da Sie nun bei dem immer aktuellen Thema der Liebe angelangt sind, geben Sie mir Ihre Definition von der Liebe!

Die Liebe ist eine geometrische Gleichung mit zwei Unbekannten: dem Mann und der Frau ... Uebrigens wird das Buch, das ich noch nicht geschrieben habe, und das ich schon lange im Schilde führe: *„Versuch einer sensualistischen Geometrie"* heißen mit einem Anhang: „Vierundzwanzig Lehrsätze der Wollust im Raume". Meiner Meinung nach tut man Unrecht, die Liebe bald als ein Späßchen für das *Chambre séparée*, bald als eine Elegie in G-Moll für das Allerheiligste der Demi-Vierge zu betrachten. Niemand hat die Geheimsprache Euklids genau verstanden. Man hat seine Postulate in einem Zirkelkasten eingeschlossen. Wollen Sie ein paar wissenschaftliche Definitionen als Wegzehrung für die Reise nach Cythera?

Kolberg, Dom (Westbau)

Aus „Pommern" (Deutscher Kunstverlag, Berlin)

Stargardt, Rathaus und Hauptwache

Hamburg, Kunsthalle

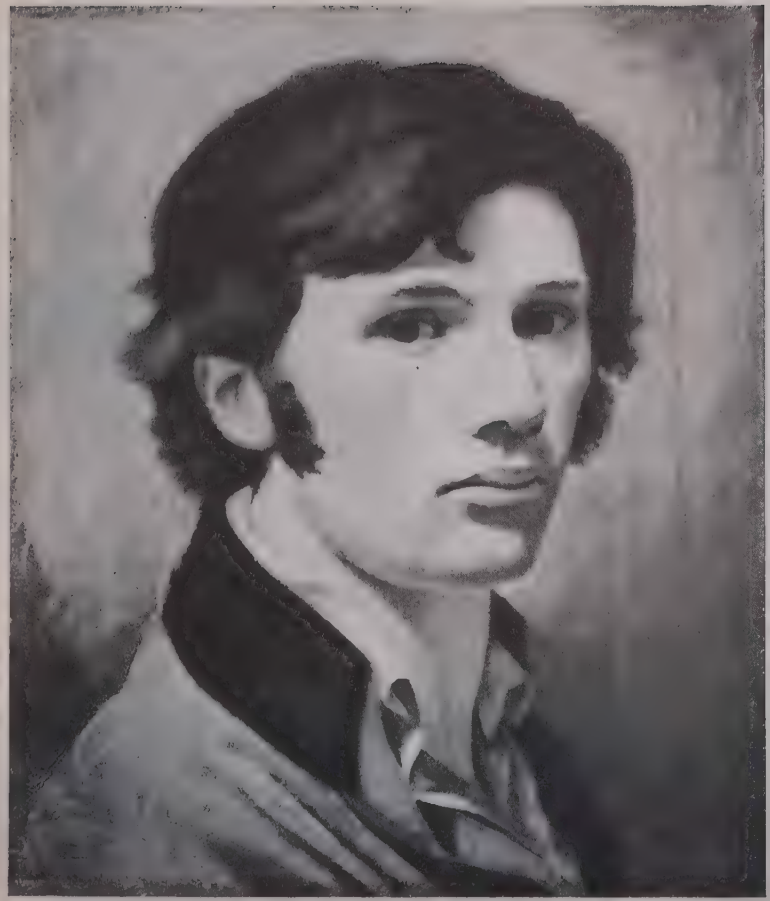
Caspar David Friedrich, Wiesen bei Greifswald

Auf dem Weg zur Schwemme

Photo Staatl. Bildstelle

Stralsund, Rathaus und Nikolaikirche am Markt

Soldaten bei der Erntearbeit in Pommern



Hamburg, Kunsthalle

Philipp Otto Runge, Selbstbildnis (geb. in Wolgast. 1777—1810)

Photo Rieß

Rudolf Levy (geb. in Stettin 1875)

Kurtisane: Pyramide mit auswechselbaren Dreiecken, deren Seiten sich in Höhe des Betthimmels schneiden.

Anständige Frau: Kugelförmiger, zweidimensionaler Körper in Gleichgewichtslage zwischen den beiden Senkrechten des Ehemanns und des Liebhabers.

Wahrhaftig! Dem Professor Dekobra fehlt nur noch eine schwarze Tafel und ein langer Gehrock! Ich finde bei ihm die Phantasie des Autors von „Der Philosoph und die Dirne" wieder

Man hat von Ihnen gesagt, Sie seien der Inspirator einer neuen Schule des Neu-Romantizismus.

Ich pfeife auf die Schulen, die Strömungen, die literarischen Gruppen. Ich gehöre keiner geheimen Gesellschaft an. Ich gehe allein vor und will weder Korporal noch General sein. Um zu schreiben, muß man nur sein Auge in alle Milieus werfen. Alsdann bringe man sein Auge zum Augenarzt! Man braucht nicht die Schriftsteller, die Kritiker, die Tintenfresser zu frequentieren. Die großen Damen und die Kokotten, die Ladies und die Demimondänen, die Prinzen von Geblüt und die Bettler, die Mörder und die Heiligen sind ihnen vorzuziehen.

Sie sprechen von den literarischen Kritikern, was denken Sie von ihnen?

In Frankreich muß man, um literarischer Kritiker zu sein, ein Gescheitester sein, ein armer Schuft, der das Blut der Schriftsteller saugt wie der Floh, der auf dem Hund sitzt. Niemals würde es mir einfallen, Seiten über das Werk eines Schriftstellers zu veröffentlichen und die Meriten dieses Schriftstellers mit Noten von 0 bis 20 zu versehen. Man muß die Seele eines kleinen Dorfschulmeisters und keinerlei Sinn für das Lächerliche haben, um dieses Metier auszuüben. Ich sage das ebensosehr von den Kritikern, die einen mit Blumen überschütten, wie von denen, die einen in den Kot zerren.

Man behauptet, daß Sie viele Briefe von Frauen bekommen. Warum schreiben sie Ihnen?

Um Bücher zu bekommen, ohne zu bezahlen.

Und außerdem?

Um mir ihr Herz zu öffnen und mir zu sagen: Die Madone des Sleepings, das bin ich ganz und gar! Aber Spaß beiseite, die Briefe, die ich aus allen Ländern bekommen habe, sind für mich kostbare Dokumente, die ich mit Vergnügen lese. Vergessen Sie nicht, daß die Briefe, die man niemals hätte schreiben sollen, die einzigen sind, die es sich lohnt aufzuheben.

Die Frau welcher Nationalität ist Ihnen am liebsten?

Mir ist diejenige Frau am liebsten, die ich morgen treffen werde.

Unsere Unterhaltung wird unterbrochen durch eine elegante Dame von ungefähr vierzig Jahren, die das Dienstmädchen hereinführt und die Dekobra bittet:

„Sir . . . Ich habe heimlich vor meiner Tochter Ihre *‚Madone des Sleepings'* gekauft, weil das keine Lektüre für ein Girl von neunzehn Jahren ist. Wollen Sie mir eine Widmung in mein Exemplar schreiben?"

Dekobra nimmt lächelnd die Feder und schreibt:

„Für Mrs. X . . . diesen Roman, den ihre Tochter ihr bald auswendig hersagen wird. Maurice Dekobra." *(Deutsch von Franz Leppmann.)*

DAS HÖFISCHE MÖBEL*)

Von

ADOLF FEULNER

Man kann eine Geschichte des Möbels nicht in die gleichen Perioden einteilen wie eine allgemeine Geschichte der Kunst. Die stilistischen Veränderungen graben nicht so tiefe Einschnitte, die als Grenzscheiden fühlbar wären, wie die gesellschaftlichen Evolutionen. Die Entwicklungsgeschichte des europäischen Möbels bis zum Hochbarock ist ein einheitlicher Strom, der immer noch mittelalterliche Rudimente mit sich schleppt. Erst mit dem Beginn des Spätbarocks wird das Mittelalter überwunden. Es beginnt eine neue Epoche, die bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts dauert. Sie bildet die Grundlage für die Neuzeit. Man könnte sie die Periode des höfischen Möbels nennen. Die Charakteristika der neuen Zeit auf dem Gebiete des Möbels, der Ersatz des Schnitzmöbels durch das furnierte Möbel, die Einführung des stabilen Möbels, die Trennung zwischen höfischem und bürgerlichem Möbel, weiter das Verschwinden der Truhe, die feste Polsterung sind Zeichen einer tiefgreifenden Aenderung des Charakters. Die zweckliche Nutzform verliert an Bedeutung gegenüber der Kunstform, die im Dienste einer bestimmten Absicht steht, der gesellschaftlichen Repräsentation. Gewiß hat es Luxusmöbel von jeher gegeben. Die Steigerung des individuellen Möbels durch stofflichen Prunk ließ aber der Nutzform immer ihr Recht. Es bedeutet einen Unterschied, wenn jetzt bei einzelnen Gattungen der Zweck nebensächlich, der dekorative Wert wichtiger wird, wenn das Möbel allgemein vom Gebrauchsobjekt zum Gegenstand des Luxus wird, mit dem ein bestimmter Ausdruck verknüpft ist, das herrschaftliche Prestige.

Diese Aenderung in der Anschauung deckt sich mit einer Aenderung der Gesinnung im weiteren Umkreis. Sie steht in unmittelbarem Zusammenhang mit einer neuen gesellschaftlichen Konstellation, mit der Entwicklung des politischen Absolutismus, der eine neue soziale Rangordnung mit sich brachte. Repräsentant der neuen Zeit ist der Monarch, der als Typus, als Vertreter der Machtidee, als Inhaber des Gottesgnadentums über menschliche Dimensionen hinausgehoben ist. Er steht an der Spitze der Gesellschaft, die als höhere Einheit dem Sonderdasein übergeordnet ist. In Frankreich sind die absolutistischen Ideen zuerst verwirklicht worden. Während in Italien die patrizische Renaissancekultur ihre Steigerung in prunkendem Reichtum fand, in Deutschland die fürstliche Lebenshaltung potenziertes Bürgertum blieb, und nur wenige Fürsten Ansätze zu weltmännischer Geltung machten, erreicht in Frankreich die ererbte dynastisch-feudale Kultur ihren Höhepunkt. Der Beginn des persönlichen Regimes Ludwigs XIV. bringt zugleich eine Verschiebung des geistigen Schwerpunktes Europas von Rom nach Paris. In rascher Entwicklung gewinnt Frankreich, das bisher von den Nachbarstaaten Italien, Niederlande, Deutschland abhängig gewesen war, auch in der Kunst eigenen, bodenständigen Ausdruck, der bald für alle europäischen Staaten Vorbild wird, der unter dem Einfluß der französischen Weltpolitik Allgemeingeltung erhält. Das

*) Aus der soeben erschienenen „Kunstgeschichte des Möbels" von Adolf Feulner (Propyläen-Verlag, Berlin).

Land, das von jeher Vorbild der verfeinerten Lebenskultur gewesen war, marschiert an der Spitze Europas und wird Diktator in Fragen des Geschmacks.

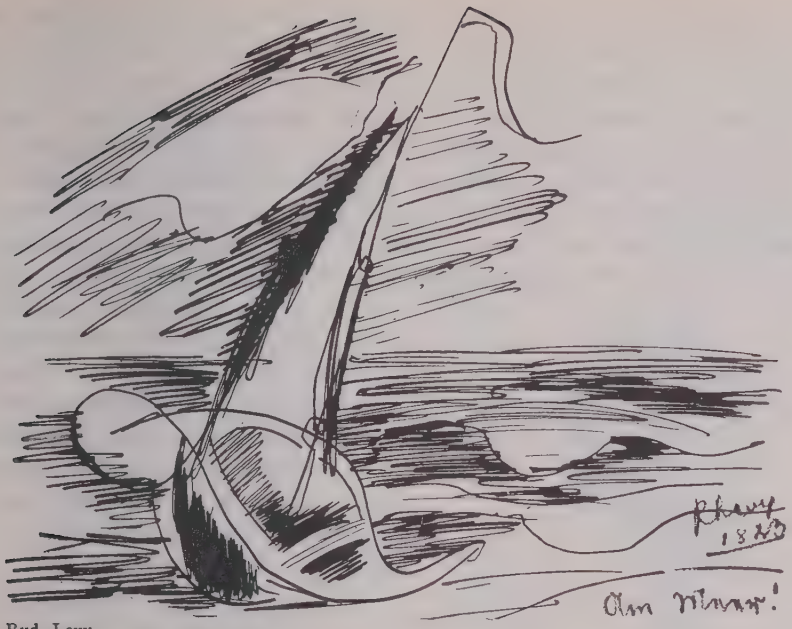
Die Kunst wird in den Dienst des Absolutismus gestellt. Die Verbindung von Politik und Kunst zeigt sich in erster Linie in der Steigerung des Kunstbetriebes, in der grandiosen Bautätigkeit an Schlössern von unerhörtem Ausmaße, wie sie die Welt seit dem Altertum nicht mehr gesehen hatte. Sie zeigt sich in der Konzentrierung aller Kunstbestrebungen, in der Zentralisierung der Künstler am Hof. Schon vorher, unter Heinrich IV. war durch Einrichtung der Künstlerwerkstätten in der Galerie des Louvre (1608) und durch die Errichtung der Akademie (unter Le Brun, 1647 bezw. 1654) die Konzentration vorbereitet worden; jetzt werden Künstler und Kunsthandwerker ausschließlich mit Arbeiten für den Hof beschäftigt. 1662 bezw. 1667 ist durch Colbert die Manufacture royale des Meubles de la Couronne begründet worden. Die systematische Pflege ist "begründet auf der Ansicht der Erlernbarkeit, die rationalistische Anschauung vergißt, daß die Blüte der Kunst natürlich heranwachsen muß. Zweck dieser unerhörten Konzentration von Malern, Bildwirkern, Goldschmieden, Gießern, Steinbildhauern, Möbelschreinern in einem Institut, das mit ungemeinen Mitteln organisiert, sogar mit einem Seminar zur Heranbildung der nachwachsenden Kräfte ausgestattet wurde, ist einzig und allein, für die Bedürfnisse des Hofes zu sorgen. Der König ist der wichtigste Auftraggeber, der größte Bauherr. Erst am Ende der Regierung tritt ein Rückschlag ein, und die Gesellschaft übernimmt einen Teil seiner Rolle.

Hans Purrmann (1911)

Das fürstliche Prunkmöbel, das meuble d'apparat ist für den königlichen Hof erfunden und dann später, mit der allgemeinen Steigerung der Lebenshaltung, von der höfischen Gesellschaft übernommen worden. Das Möbel ist ein Mittel der Repräsentation. Ueber die Gebrauchsobjekte wird der Glanz eines verschwenderischen Luxus gebreitet, der nicht immer vom besten Geschmack diktiert ist, auch nicht vom Komfort gefordert ist, sondern von dem Gedanken, die Macht zu dokumentieren, die Würde zu steigern, die Persönlich-

keit in das Uebermenschliche zu erhöhen. Es beginnt ein Luxus, der nicht vor äußerlichen Mitteln zurückscheut, der oft nur die Fassade ist vor einer geistigen Leere, der als Ganzes doch etwas Grandioses an sich hat. Verbreitet ist dieser Prunk schon seit der Spätrenaissance; jetzt erhält das Möbel neuen Inhalt und neue Bedeutung. Den Gradmesser für die Absichten und Ansprüche der neuen Lebenshaltung gibt immer die Statistik der Räume und der Möbelarten. Man kommt dem Kern nahe, wenn man Gleichartiges zusammenstellt, wenn man die Räume eines Palazzo der Renaissance mit den Sälen eines spätbarocken Schlosses vergleicht. Der wichtigste Raum ist nach wie vor das Schlafzimmer, der Herd der Familie, zunächst noch immer das Besuchszimmer, Empfangszimmer, wie in der gotischen Zeit. Aber wie hat sich die Bedeutung geändert. Die patriarchalische Intimität ist der Repräsentation gewichen. Auch die nebensächlichen Aktionen menschlichen Daseins werden mit dem Nimbus einer Staatsaktion umkleidet. Das Lever und Coucher sind periodische Schaustellungen mit bestimmtem Zeremoniell. Selbst die intimsten Vorgänge, die bisher als heilige Handlungen in der Enge der Familie blieben, wie die Geburt eines Kindes, sind der Oeffentlichkeit preisgegeben. Der neuen Würde entspricht auch die Ausstattung, die im lit de parade gipfelt. Aus dem Wohnzimmer ist der Salon geworden, in der neuen Bedeutung des Wortes, das den Begriff der Etikette in sich birgt. Daran schließen sich appartements de parade, appartements de commodité, monotone Fluchten von Sälen, die zur Entwicklung und Steigerung des festlichen Lebens notwendig sind, ohne wichtige Unterschiede in der architektonischen Gestaltung, charakterisiert durch Deckengemälde, durch den Inhalt der Dekoration, einseitig auf Prunk, Eindruck, Pathos gestellt, unwohnlich, unbequem, erst durch die Möbel einer Bestimmung zugeführt. Sie sind in letzter Absicht nichts anderes, als „die dauernden Kulissen, an denen das höfische Leben vorüberrauscht".

F. M. Jansen — Laufenburg am Oberrhein (Radierung)



Rud. Levy

POMMERN

Von

ALFRED FLECHTHEIM

Motto: „Pommerland ist abgebrannt."

Was weiß man, am Rhein zum Beispiel, von Pommern? Nichts, außer diesem Kinderlied und den pommerschen Gänsebrüsten und den Knochen der pommerschen Grenadiere.

Die erste Stadt Pommerns, die ich entdeckte, hieß Pasewalk. Pasewalk ist nicht etwa ein neuer Tanz, der Black-Bottom ersetzen soll, sondern eine kleine Stadt mit einer schönen Kirche aus dem 14. Jahrhundert und einer Kaserne, die größer und eleganter ist als die ganze Stadt. Darinnen lagen einst die Königin-Kürassiere, eines der feinsten Regimenter der Christenheit, weiß mit rosa, Vanille- und Himbeereis. An die alte Glorie erinnern noch Plakate in dem recht guten Hotel „Täglich Eintreffen von frischen Importen".

Dann Greifswald. Das, was in Pasewalk die Kürassiere waren, das sind noch für Greifswald die evangelischen Theologen. Greifswald hat sehr schöne Kirchen und Häuser und einen kleinen Hafen und Wiesen, die Caspar David Friedrich, Greifswalds größter Sohn, verewigt hat.

In Wolgast ist Runge geboren und 100 Jahre später Rudolf Levy in Stettin.

Stralsund. Einst Hansestadt, dann lange schwedisch und kaum 100 Jahre pommersch, mit sehr schönen Kirchen und Klöstern und Giebelhäusern; gegenüber Rügen, mit vielen kleinen Residenzstädten, das verträumte Puttbus, Hiddensee, die Residenz Gerhart Hauptmanns, und Binz, Residenz von Hans Breitensträter. Am Strande von Binz viele kleine schwarz-weiß-rote Fähnchen, der Ausdruck derjenigen sehnsuchtsvollen Träumer, die sich nach „die Hände an die Hosennaht" zu nehmen sehnen. — Anders Bansin. Ein Strand mit einem Flaggenwald, schwarz-weiß-rot, Kriegsmarineflaggen, Hakenkreuzfahnen, eine Flaggenparade, die den Berliner Stahlhelmtag an Glanz übertrifft. Bansin ist der Ausdruck jener sehnsuchtsvollen Träumer, die sich nach „die Hände an die Hosennaht" nehmen zu lassen sehnen. — Dann Heringsdorf, der Kurfürstendamm an der Ostsee und Swinemünde, der Lido Pommerns.

Karl Holtz

Und dann durch endlose menschenleere Wälder und Felder, auf denen barbeinige Weiber und barfüßige Bauern Heu machen, auf denen Schwadronen von Riesenackergäulen pflügen, an Seen vorbei, mit Pferden, die Knechte in die Schwemme reiten, und halbnackten Fischern, auf schnurgeraden, ausgezeichneten Chausseen, ohne Shellpumpen, mit Gäulen, die noch vor dem Auto scheuen und Bauern, die es grüßen. Hinterpommern.

Durch kleine Städte mit gotischen Toren und gotischen Kirchen — alles Backstein —, Cammin, Treptow, Greifenberg, Schievelbein (Virchows Geburtsstadt). Und dann Kolberg, dessen herrlicher Dom seltene Schätze enthält.

Und endlich Stettin. Die Oder geht mitten durch die Stadt wie die Maas durch Rotterdam; zwar fahren keine Transatlantiks darauf, aber eine Reihe netter Dampfer, und in einem kleinen Restaurant am Kai, „Zu den drei Ankern", das von der Gattin eines Kapitäns geleitet wird,

gibt es Spickaale und Schiet loat em, Stout und Stilton und, wie überall in Pommern, die besten Krebse der Welt. Das Museum liegt hoch oben auf einem Berge, overlooking the Oder, vielleicht die schönstgelegene Galerie der Welt. Ein Prachtbau, ein Labyrinth, verkorkst, mit viel zu hohen Oberlichtsälen. Was aus diesem Bau zu machen war, hat Dr. Riezler gemacht. Er hat gut gesammelt: Daumier, van Gogh, ausgezeichnete Corinths, Liebermanns letztes Selbstbildnis, die ganze deutsche Malerei von heute, mit einem Fresko von Hofer und Bildern der „Brücken"-Leute und der „Dômiers", einem lebensgroßen Bronzejungen von de Fiori, und vor allen Dingen zwei Meisterwerke von Frans Hals. Das Männerporträt lohnt allein schon eine Reise nach Stettin. Diese beiden Bilder sind dem Museum geschenkt worden, ebenso wie von dem Ehepaar Döring die ganze klassisch gewordene deutsche Malerei des 19. Jahrhunderts gestiftet wurde, in Qualitäten, nach denen sich mein Freund Haberstock die Finger lecken würde.

„Maikäfer fliege,
Dein Vater ist im Kriege,
Deine Mutter ist im Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt."

EUROPÄISCHE KUNST DER GEGENWART IN HAMBURG

Von

AUGUST MÜNSTERLAND

I.

Der Hamburgische Kunstverein besteht seit 100 Jahren. Er feiert dieses Ereignis mit einer Zentenar-Ausstellung, nicht etwa mit einer retrospektiven Ausstellung mit einem Ueberblick über alles das, was dieser verdienstvolle Kunstverein in 100 Jahren geleistet hat, in einer Stadt, in der Runge und Lichtwark gelebt haben, sondern mit einer internationalen Ausstellung der Kunst von heute und der Kunst von morgen.

Seit der Sonderbund-Ausstellung 1912 in Köln, die den Begriff der neuen Kunst festgelegt hat, indem sie das Ende des Impressionismus dokumentierte, und ein Zeichen war dafür, daß ein neuer Stil im Anmarsch ist, hat keine Ausstellung mehr stattgefunden, die so wertvoll gewesen wäre wie die Hamburger. Sie übertrifft die viel zu große, zu sächsische Dresdner Schau aus dem vergangenen Jahr an Klarheit, denn

sie ist bewußt und rücksichtslos gemacht von Männern, die wissen, was sie wollen, um was es sich handelt, von Professor Dr. Pauli, Hofrat Brodersen und dem Maler Friederich Ahlers-Hestermann, der zu den besten Leuten des ehemaligen Pariser Dôme-Kreises gehört, und der jetzt Hamburg verläßt, um nach Köln zu übersiedeln, was für Köln Gewinn, für Hamburg Verlust bedeutet.

II.

Julius Meier-Gräfe nannte eine Cézanne-Mappe, die die Marées-Gesellschaft herausgab: „Cézanne und seine Ahnen", und ebenso zeigt die Hamburger Ausstellung nicht etwa nur die Kunst von heute, sondern auch ihre Ahnen: Spätwerke von *Renoir* (die der älteste Sohn des Meisters lieh und die heute noch billig sind, eines schönen Tages ein ähnliches Schicksal haben werden, wie Rembrandts späte Werke), das Schönste an Werken von *Cézanne*, die Dr. Reber in Lugano lieh, Bilder von *Gauguin* und *Seurat* aus der Sammlung Koehler, *Rousseaus* aus der Suermondt-Sammlung, *van Gogh* aus der Pinakothek, *Odilon Redon* und einige schöne Spätbilder von *Lovis Corinth*.

III.

Die Sonderbund-Ausstellung dokumentierte das Ende des Impressionismus. Noch war die neue Kunst nicht geklärt, noch kannte man nicht den neuen Stil. Man glaubte, daß Meister, wie *Matisse* (dessen Wand herrlich ist) und *Munch* Vertreter des neuen Stils seien. Es ist jetzt durch die Hamburger Ausstellung klar geworden, daß jene großen Meister nicht Anfang waren, sondern Ende. Der Impressionismus starb in Schönheit und Größe.

Matisse und *Munch* vertreten aber viel mehr Gegenwart als ihre Schüler, jene *Dôme-Maler* (deren Stärkste merkwürdigerweise drei Juden sind, ein Deutscher, Rudolf Levy, ein Schwede, Isak Grünewald, und der Spagnole Pascin), die *Brückenmaler* (Nolde, Heckel, Pechstein, Kirchner) und *Kokoschka*. Friedrich Mellinger schreibt über Nolde: „Eine edle Farbe kann Nolde beglücken. Er hat von einer seiner großen Reisen, aus Aegypten, ein glasiertes Tonfigürchen mitgebracht. Eine jener Grabfiguren — mit schwarzem Haar und leuchtend-cölinblauem Gewande. Er zeigt dieses Blau, eine Farbe, die es heute nicht mehr gebe, wie eine kostbare Reliquie." — In Kokoschka feiert man Wiedersehen mit Klimt, Tintoretto, Nolde, Turner und Dufy.

IV.

In der Kunst der Gegenwart und mithin in der Kunst der Zukunft hat die Form aber die Farbe abgelöst. Cézanne war der Erste, der begriff, daß

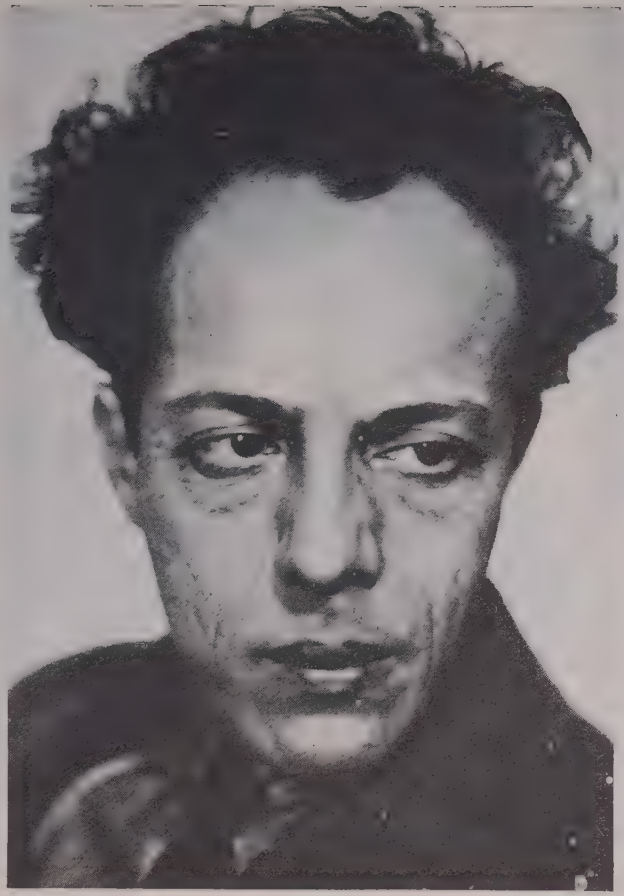
Photo Putnam Studios

Landschaft bei Pasadena vom Mount Lowe gesehen (Kalifornien)

Boris Pilnjak (geb. 1894)

Leonid Leonow (geb. 1899)

Photos Telna



Andrej Sobol (1888—1926)

Photos Telna

Isaak Babel (geb. 1894)

André Derain, Italienerin. Oelgemälde

Photo Hebrard, Paris

Emile Bourdelle. Kopf des Herakles. Bronze

es mit dem Impressionismus zu Ende sei. („Der Sieg der Farbe" ist proklamiert durch die Mappe, die Adolf Behne bei der Photographischen Gesellschaft herausgegeben hat).. *Die Kunst von heute will die Form.*

Picasso, auf Cézanne aufbauend, hat das als größter von heute, als Schöpfer, erfaßt und mit ihm die anderen Kubisten, *Braque,* der leider zu früh gestorbene *Gris,* und *Léger.* Die Bilder dieser Meister, die fast alle aus der Reberschen Sammlung stammen, sind in einem Saal vereinigt, der der eindruckvollste und verheißungsvollste der Ausstellung ist.

Aehnliche Prinzipien wie jene Kubisten, mit anderen Mitteln nur, versucht *Derain,* der mit außerordentlich schönen Werken, darunter dem Bildnis der Catherina Heßling, der Frau von Jean Renoir, vertreten ist. (Szittya schreibt in seinen „Maler-Schicksalen": „Derain verkleinert die Menschen, weil er sich leider oft, wie jeder Franzose, nach einer idealen Landschaft sehnt. Die Franzosen lieben die Menschen mit gefalteten Händen. Derain behauptet, daß man nur in der Verkleinerung die absolute Farbe finden kann.") — *Utrillo* (vertreten mit einem seiner schönsten Bilder aus Korsika und einem weißen Straßenbild aus der Sammlung von der Heydt), *de Vlaminck, Dufy, Friesz* sind noch Impressionisten. Sie gehörten in ihren Anfängen um 1905 allemal, auch Derain und Braque, (Picasso malte damals seine blauen Bilder) zu den fauves, deren Gott nicht Cézanne, sondern van Gogh war. (Damals stritt man sich noch, wer größer sei, van Gogh oder Cézanne.) Die meisten Deutschen blieben fauves; Expressionisten = Impressionisten mit veränderter Technik.

V.

Die deutschen Maler, die die Kunst von heute und morgen verstehen, sind *Max Beckmann, Groß, Carl Hofer* und *Paul Klee.* Von Max Beckmann hängen da „Die Barke", (die Freunde von Julius Meier-Gräfe anläßlich seines 60. Geburtstages der National-Galerie geschenkt haben, denn Meier-Gräfe liebt Beckmann und tritt für ihn ein, obwohl Beckmann das Liebste, was Meier-Gräfe hat, den Impressionismus, für den er gekämpft und den er zum Siege geführt hat, abschlachtet,) und das sehr schöne Frauenbildnis, das Direktor Gosebruch für sein Museum in Essen erworben hat, von Hofer ein frühes römisches Bild aus dem Winterturer Museum und ein neues Werk, „Ein Paar am Fenster", welches am stärksten die Kunst von heute zeigt. Groß ist nur mit einem Werke vertreten, welches vielleicht das am meisten versprechende Bild, nicht das am besten gemalte (am besten gemalt ist die „Gliederpuppe" von *E. R. Weiß),* der deutschen Abteilung ist, das „Bildnis des Dichters Walter Mehring". *Klees* Visionen und *Marie Laurencins* Spielereien hängen in einem Kabinett zusammen. — Die neue Sachlichkeit ist als Abortus schon gestorben.

VI.

Düsseldorf ist nur durch Werke von Nauen und Campendonk vertreten. — Es ist schade, daß, je kunstärmer ein Land ist, wie *München* z. B., es um so zarter angefaßt wurde. — Unter den Polen, Wienern, Ungarn, Holländern (Hollands europäische Künstler sind seine Architekten), Dänen, fast nichts von Belang, unter den Belgiern nur der auch etwas verstaubte *Ensor*, unter den Schweden noch der Bildhauer *Milles*, unter den Böhmen *Filla* und der Bildhauer *Gutfreund*, der vor kurzem, zu jung noch, ertrank, die Russen und Spanier sind nur durch ihre, in Paris und in Deutschland lebenden Landsleute vertreten, (aus Moskau und Madrid holte man sich — vielleicht glücklicherweise — nichts; der junge, sehr persönliche und vielversprechende *Serna* lebt auch in Paris); Hodler, Kandinski, Jawlenski, 1912 noch interessant, interessieren heute nicht mehr. — *Chagall* war 1912 russischer, jüdischer und amüsanter; heute ist er pariserisch-abgeklärt.

VII.

In der *Plastik* gibt es noch keinen Picasso. Die gewiß guten Arbeiten von Belling, Brancusi und Laurens sind mehr Kunstgewerbe als die kleinen Tiere der Renée Sintenis. Der bedeutendste Bildhauer unserer Zeit ist und bleibt *Maillol*, der, Carpeaux und Rodin ablösend, für die Bildhauerei von heute das gewesen ist, was Cézanne für die Malerei war. Er ist mit einer großen Reihe sehr schöner Bronzen vertreten. Dann Bourdelle Despiau, Kolbe, Edzard, de Fiori (mit einem überlebensgroßen Jungen, einer der verheißungsvollsten Skulpturen), Kogan und Haller, der Schweiz bester Künstler, Bildhauer aus aller Herren Länder, die im Maillolschen Sinne arbeiten und Maillolsche Tendenzen fortsetzen. Dazu *Lehmbruck*. (Er, Marc, Macke, Morgner, Weißgerber, Künstler, die, zu früh gestorben, noch nicht das geschaffen haben, was sie zu unsterblichen Meistern gemacht hätte, aber alle, für deutsche Verhältnisse, Verheißungen stärksten Kalibers, und *Barlach*, der Munch unter den Bildhauern, der barocke Minne.)

Während die ganze deutsche Malerei, mit Ausnahme einiger merkwürdiger Sonderfälle, wie Schreyer, einen internationalen Wert nicht hat (ein Bild von Menzel würde, wenn ein Deutscher nicht zufällig zugegen wäre, auf einer Versteigerung im Hôtel Drouot nicht so viel erzielen, wie ein Utrillo), ist zu erwarten, daß die deutsche Bildhauerei internationalen Wert erhält. In Frankreich ist außer Maillol nichts sehr Beachtliches und eine Ausstellung deutscher Bildhauer würde in Paris und in der ganzen Welt großen Erfolg haben.

BELLETRISTIK IM HEUTIGEN RUSSLAND

(Skizze zu einer Revue)

Von

STAN. FR. OSIAKOWSKI

Das ist nicht zu bestreiten. Man braucht nur in Ziffern zu vergleichen, was von Russen und was von Nichtrussen im Sowjetlande gedruckt und gelesen wird. Der Vergleich fällt entschieden zuungunsten der Russen aus. Warum?

Maxim Gorki antwortet darauf im „Journalisten": „Man liest bei uns lieber Jack London, Joseph Conrad und O. Henry als die russischen Schriftsteller, weil die ersteren „romantischer", fabelmäßiger und über Unbekanntes schreiben. . . . Der Leser will den Romantismus, das ist zweifellos. Er verlangt, daß man ihm über Bekanntes in einer interessanten, unbekannten Weise erzähle, daß man das von ihm Erlebte und Erlebende vertiefe, verschönere. Er sieht, daß die reale Gegenwart interessanter ist als ihre Schilderung in den Büchern, und er ahnt, daß die Bücher etwas nicht voll und rund heraussprechen und manche selbst etwas verstecken . . . Die Gegensätze zwischen neu und alt werden meist in grober Form gehandhabt und Schlußfolgerungen voreilig gezogen." Soweit Gorki.

Wenn man nun ganz allgemein die russische Belletristik der letzten Jahre betrachtet, so fällt einem gleich auf, wie sehr darin mit der „couleur locale" herumgewirtschaftet wird. Das provinzielle, und besonders das ländliche und bäuerliche Milieu wird mit einem geradezu kleinmalerischen Eifer in den winzigsten Nuancen und Maßstäben geschildert. Man schwelgt mit Gustus in der rohen Kern- und Bildhaftigkeit der bäuerlichen Mundart.. So sehr — daß man nur allzuoft das „dénouement" vergißt und nicht vom Flecke weiterkommt. Meist gibt es überhaupt keinen Problemknoten zu lösen, keinen „plot", wie ihn die Engländer nennen. Konstruktions- und perspektivlos — der Roman, die Erzählung degeneriert in eine stilistisch-idiomatischen Schreibübung. Und als Resultat sehen wir bestenfalls ein Genrebild, doch flach, ohne Tiefe.

Zum großen Teil ist diese lokale Kleinmalerei eine bewußte Reaktion gegen die abstrakt-deklamatorische Art der ersten Revolutionsjahre, gegen kosmische Eisenbetonmysterien. Insofern bedeutet sie einen Fortschritt.

Doch forderte das umwälzende, umwertende, zentrale Ereignis — die Revolution — einen adäquaten Ausdruck, ein literarisches Gesicht. Es sollte, wie gesagt, zuerst kein realistisches Gesicht erhalten.

Wer sollte und konnte es denn federzeichnen? Die alte Intelligenz war beinahe ausgerottet. Die siegreichen Arbeiter und Bauern waren

kulturlos. Die sie führende und mit ihnen fühlende Intelligenz war entweder literarisch nicht gebildet, oder viel zu schwach, oder politisch absorbiert. Und es gab eine Zeit, wo nicht nur die schöngeistige (nicht politische) Literatur, sondern auch all die übrigen Künste — besonders die bildenden — sich auf eine dünne und raffinierte Intelligenzschicht der beiden Metropolen stützte. Was ihr dekadentes Bohèmetum, ihre Treibhausatmosphäre bedingte. Das waren die letzten aus der großen vorrevolutionären Sturm- und Drangperiode des russischen Futurismus, mit all ihren Sektanten. Und da sie nun plötzlich zur Rolle der Stützen der schönen Künste berufen waren, sind sie bis hinein in 1923 literarisch-aktuell geblieben (Feodor Sollogub, Andrej Belyj u. a.).

Wilhelm Wagner

Sie standen, mit wenigen Ausnahmen, „außerhalb des revolutionären Oktobers", und die ‚jungen' Oktoberleute, aus den kosmischen Höhen auf die graue Erde gefallen, kullerten sich hilflos in der „lokalen Farbe", breit und seicht.

Hier finden wir den markantesten unter den ‚Jungen' — Boris Pilniak, der über bolschewistische Lederjoppen noch im Jahre 1919 pathetisch wird und thematisch zerrissene, liebevolle Ansichtskarten aus dem „Reiche der bäuerlichen Auslage in die Welt druckt. Von der Sorte „two pence coloured".

Groß ist die Schar derer, die „außerhalb des Guten und Bösen" der Revolution zu schaffen versuchen. Hierzu gehören in erster Linie die sogenannten „alten", wohlbekannten Schriftsteller und eine Plejade der „Mitreisenden der Revolution" (nach Trotzkis geflügeltem Worte), die sich in derselben noch nicht zurechtgefunden haben. So haben z. B. Maxim Gorkis neue Arbeiten meist vorrevolutionäre oder selbstbiographische Themen, die jedoch keine neue Problematik aufweisen. Der akademische Alexej Tolstoi, aus der Berliner Emigration zurückgekehrt, druckt z. B. einen Abenteurerroman (Hyperboloid des Ing. Garin), und sein ähnlich angehauchtes Theaterstück über Rasputin wurde kürzlich aufgeführt. Wenn er endlich die Gegenwart berührt, klingt er pessimistisch aus. Seine immerhin lesenswerten „Blauen Städte" zeigen das

allmähliche Aufsaugen des revolutionären Romantikers durch das spießige Kleinstädtertum. Der auch in Deutschland bekannte Ilja Ehrenburg, der in den „Dreizehn Pfeifen“ und im „Julio Jurenito“ sich als geschickter, obschon feuilletonhafter Erzähler und Satiriker erwies, wird in der „Liebe der Jeanne Ney“ verdammt melodramatisch. Seine verzwickte Groschenphilosophie auf das Leierkastenthema der (revolutionären) Pflicht und Liebe läuft auf das selige Endegut der „alles besiegenden Liebe“ hinaus. Reiselektüre gefällig?

Doch gibt es auch Versuche, ein tieferes, synthetisches Bild des heutigen Rußland zu geben. Eine breitangelegte Komposition, bis jetzt nur teilweise erschienen, ist P. Romanoffs „Rußland“. Er beabsichtigt, verschiedene Gesellschaftsgruppen vor und in der Revolution darzustellen. Der bisher erschienene Teil schildert die ländliche „gentry“, das äußerlich kulturelle, gutmütige, nichtstuende und nichts ahnende Gutsbesitzertum vor dem Kriege. Das Ganze etwa als genetisches Vorspiel zu der folgenden Katastrophe gedacht. Das Thema ist nicht neu, doch die Behandlung ist voll Kraft und Eindruck und erinnert manchmal an Leo Tolstois epische Art. Die kontemporäne „freie Liebe“ auf dem revolutionären „background“ wird in Romanoffs „Liebeserzählungen“ in äußerst artistischer Form, scharf und klug beobachtet.

Max Beckmann

In Konstantin Fedin ist eine meisterhafte Handhabung einer komplizierten Fabel mit einer tiefen Empfindung der Tragik unserer Zeit vereint. In seinem 1924 erschienenen Roman „Städte und Jahre“ werden in einer durchdachten Weise und einfacher, ausdrucksvoller Form die verschiedenen Aspekte der Revolution dargetan: in der russischen Provinz, in der Hauptstadt und in der deutschen Kriegsgefangenschaft. Besonders stark wirkt das Bild der kleinbürgerlichen Existenz im hungernden und kämpfenden Petrograd.

Wsewolod Iwanoff und Sejfulina zeigen uns das sibirische Dorf in den furchtbaren Jahren 1918—20, der erstere in einer ornamentalen

Prosa, die zweite — rein und stark realistisch. Iwanoffs kernige Bauern sind sowjetistisch erst durch die Uebeltaten der Weißen geworden, doch bewahren sie ihre starke, selbständige Ideologie und sind durchaus nicht veranlagt, immer und unter allen Umständen hinter den Arbeitern zu schreiten. Ebenso zeigt Sejfulina die spezifisch bäuerliche Auffassung der Revolution. Im prachtvollen Bilde der Bäuerin Wirineja (im gleichnamigen Roman) wird tief und wahrhaft die eingewurzelte Psychologie des ‚alten' Dorfes in Berührung mit der ‚neuen' städtischen Kultur aufgedeckt.

Meister der Form, lakonisch, doch mit Inhalt gesättigt ist der junge Babel. Insonderheit in seiner wohlbekannten „Reiterarmee". Prägnant wird hier die refraktive Wirkung der Revolution auf die rohe Psychik und Lebensart der halb partisanenhaften Bauernreiter des roten Generals Budenny gezeigt. Hauptsächlich in Episoden aus dem Feldzug gegen die Polen im Jahre 1920. „Die Geschichte meines Taubenhauses" ist eine ergreifende, mit Herzblut geschriebene Erzählung aus Babels furchtbarer Jugenderfahrung in einem Progrom, dem auch sein Großvater zum Opfer fiel.

Unter den sogenannten proletarischen Prosaisten, die uneingeschränkt auf parteikommunistischem Boden stehen, ist sicherlich Jurij Libedinski einer der begabtesten. Sein Bestes sind „Die Kommissare", ein breitumrahmtes, buntfarbiges Bild aus dem Partei- und Privatleben der selekten kommunistischen Avantgarde, der politischen Armeekommissare. Auf dem realen Fond der kommunistischen Parteikurse, wohin die Kommissare zu Ausbildung und Parteitraining gesandt sind, werden psychologisch und ideologisch ausgehaltene Typen geschildert: die orthodoxen ‚Idealisten' und die nur rot angestrichenen, die konsequent ‚Neuen' und die nur ‚Halbundhalben'. Oder metaphorisch: die Auslese der sturmvollen Jahre 1917—1920 wird in die neuen Schläuche der Friedensproduktion gegossen und ‚dialektisch' filtriert. Das Produkt ist brauchbar und wohl genießbar, auch nicht nur für rituelle Zwecke.

Frei, offen und formvoll berührte 1925 L. Grabar ein aktuelles Thema — Zerlegung und Verfall gewisser Kommunisten unter dem Einfluß der neokapitalistischen Elemente, der sogenannten Nepleute.

Die zahlreichen „Allerjüngsten" sind — literarisch — noch viel zu jung und zahlreich, um in dieser komprimierten Uebersicht selbst genannt zu werden. — Ob in der bunten Schar der postrevolutionären Schriftsteller ein neuer Tolstoi oder Dostojewski bald erscheinen wird, bleibt eben abzuwarten. Einstweilen, kritisch betrachtet, kann man und soll man wohl den neueren russischen Belletristen empfehlen in der Weise, wie Tschechoffs Alioscha (in den „Kindern") plädiert: „Schlagt ihn nicht — er hat vielleicht kleine Kinder".

DIE ARBEIT AM FLIESSENDEN BAND

Von

FRANK ARNAU

Das moderne Problem der Fließarbeit, der Arbeit am laufenden Band, ist, auf eine kurze Formel gebracht, weiter nichts als die ökonomistische Abstimmung von Leistung und Gegenleistung zwischen Fleisch und Metall, Verstand und Rederei.

Am schärfsten ausgeprägt ist die neuzeitliche Lösung des Arbeitsproblems in der Automobilindustrie, wie dies z. B. in den modernsten Einrichtungen der Adlerwerke zu Frankfurt a. M. zur Geltung kommt. Der Kenner weiß es jedoch, daß die Serienfabrikation, die Fließarbeit, das laufende Band nicht allein bei der Automobilindustrie eine dominierende Rolle spielen — dort nur für die breite Oeffentlichkeit klarer zutage tretend, weil dies Fabrikationsgebiet im Mittelpunkt des stärksten Interesses weitester Kreise ist —, vielmehr spielen diese neuzeitlichen Arbeitsmethoden und Fabrikationsprobleme auch bedeutungsvollste Rollen bei allen anderen Produktionsstätten, genau so gut in der allgemeinen Maschinenfabrikation wie in der Holzbearbeitung, wo die Firma Heinrich Zeiß (Union-Zeiß) vorzügliche Einrichtungen schuf, die ganz außerordentliche Preissenkungen ermöglichten, oder etwa in einer dem Laien sonst entlegeneren Fabrikationsstätte, der Hausschuhindustrie, wo die ebenfalls in Frankfurt a. M. domizilierenden Firmen J. & C. A. Schneider und Adler & Neumann durch ihre neuzeitlichste Fabrikation im Wege der Fließarbeit derzeit bereits die höchste Produktion der Hausschuhindustrie der ganzen Erde mit einer täglichen Leistungsfähigkeit von weit über 30 000 Paaren an sich gerissen haben.

Vereinfacht dargestellt: Früher mußten die Arbeiter zu dem zu bearbeitenden Objekt hingehen, sie führten und begleiteten es von Arbeitsstätte zu Arbeitsstätte, und derselbe Monteur, der ein Federauge montierte, war möglicherweise auch der Monteur der heterogensten anderen Teile. Heute steht der Arbeiter möglichst still, er ist auf einen engen Platz gestellt, der ausreicht, um jede notwendige Bewegungsfreiheit zu gewähren, andererseits aber jegliche überflüssige und damit überflüssige Bewegung ausschließt. Das zu bearbeitende Objekt wird ihm zutransportiert, sei es an einem Kran hängend oder auf einem kleinen Wagen rollend; es besucht ihn, hält gerade so lange inne, als er braucht, um seine vereinfachten Griffe auszuführen — und es rollt weiter zum nächsten, der seinerseits nur abgezirkelt die Bewegung ausführt, die mit einem Mindestmaß von Kraft-, Energie- und Konzentrationsaufwand die schnellste und bestmöglichste Lösung seiner Tätigkeit gewährleistet.

Es wird viel darüber gestritten, ob diese schematische Arbeitsweise, dieses Herunterdrücken der Individualität, der Einwirkung der Intelligenz, schlechterdings der Persönlichkeit also, nicht etwa verdummend und einschläfernd wirkt. Ein abschließendes Urteil darüber ist nicht möglich. Die Arbeiter selbst kommen dem Wirken in der Fließarbeit immer näher; das Vorurteil schrumpft zusammen; die immer stärkere Mechanisierung und Versachlichung unseres gesamten Lebens läßt die allzu krassen Unterschiede verschwinden. Da in Wirklichkeit die Arbeit des Durchschnittsarbeiters auch früher ganz und gar mechanisiert war und für Intuition keine Möglichkeiten bestanden, so erscheint der Übergang zum rein bewegungsmäßigen Arbeiten nur im äußeren Bild schroff. Tatsächlich ist in dem Griff eine Aenderung eingetreten; wohl auch ist dem „Meister" ein engerer Raum gezogen; aber es zeigt sich, daß die eigentliche Initiative unter der Vereinfachung und Vereinheitlichung nicht leidet. Die großen modernen Maschinensäle zeigen heute viel Licht, viel Maschinen und weniger Menschen. Während früher etwa zur Verrichtung von zehn Arbeitsvorgängen ebensoviel und oft sogar noch mehr Maschinen nötig waren, besorgt heute oft eine Maschine solch eine gesamte Reihe von einzelnen Arbeitsvorgängen. Eine der großen Bohrmaschinen ist imstande, zwei und drei Dutzend ganz genau der Oertlichkeit nach präzisierte Löcher mit einer Genauigkeit in ein und derselben Sekunde an- und durchzubohren, die nur der Mikrometer mit jener Feineinstellung zu messen vermag, die ein zehntausendstel Teil des Millimeter noch registriert.

Ein moderner Automat produziert heute in der Gesamtheit der von ihm ausgeführten Arbeitsgänge zum Beispiel bei der Zahnradfabrikation bis zu hundertfünfzigmal so viel wie sein alter Kollege. Dieser alte Kollege braucht aber nicht älter als zehn Jahre zu sein. Während früher ein Dutzend Arbeiter und auch noch mehr zum vollkommen paßmäßigen Formen von Stahlblechteilen nötig waren, preßt heute die Zweihundertonnenstahlpreßmaschine mit dem ungeheuren Druck, wie ihn ein Eisenbahnzug mit Lastlokomotive und 64 Wagen repräsentiert, aus dem weißglühenden Metall eine Automobilhinterachsbrücke buchstäblich in drei Sekunden! Die fünfte Sekunde sieht bereits das noch rötlich glühende Stahlpreßstück am rollenden Transportband weiter befördert.

Die Fließarbeit, die Fabrikation am laufenden Band, bedeutet im Grunde

Photo Adlerwerke

„Das fließende Band“

Erich Kleiber und Frau

Richard Tauber

Photo Zander & Labisch

Kammersänger Walter Kirchhoff mit seinem Gesangsmeister Wilh. Flam

Die Rüpelszene des Sommernachtstraums im Heidelberger Schloßhof
(Regie G. Hartung)

Photos Nini & Carry Heß

Paul Öllers und Ludwig Achaz nach einer Nachtprobe des Macbeth für die Heidelberger Festspiele

van Dongen, Avenue des Accacias. Oelgemälde

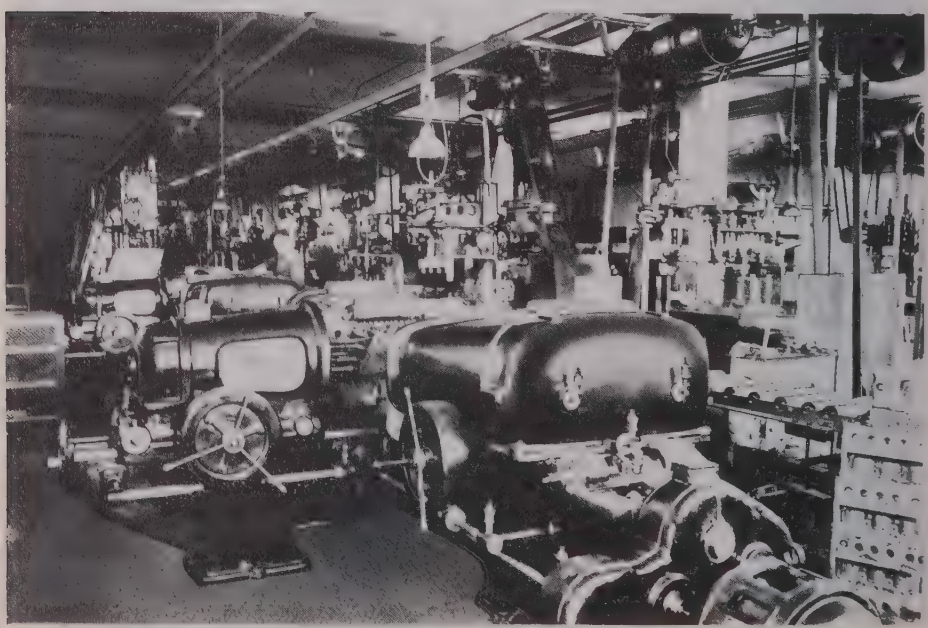


Photo Adlerwerke

Bohrmaschine für vielfache, gleichzeitig auszuführende Bohrgänge
(Rechts vorn rollendes Transportband)

genommen nichts anderes als Rationalisierung. An Hunderten und Tausenden von Arbeitern werden durch ihre Festbannung an einen Ort und durch das Vorbeischieben des zu bearbeitenden Stückes anstatt des Aufsuchens vielfach Hunderte und Tausende von Schritt Kilometern erspart — unglaubliche Zeitmengen werden aus dem unproduktiven Herumlaufen in produktives gewinnbringendes und geldtragendes Arbeiten verwandelt. Eine bisher ungeahnte Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit in der Bewegung des Einzelnen ist erreicht. Eine ebenso vollkommene Placierung der Maschinen, Einstellung der Werksanlagen, Verkürzung der Transportwege und Entschlackung aller manuellen und maschinellen Einzelvorgänge gestattet es, daß heute zur vollkommenen Fertigstellung eines Automobils nur ein geringer Bruchteil jener Effektivzahl von Arbeitern nötig ist, die noch vor einem Jahrzehnt für die im Endresultat vollkommen gleiche Arbeit benötigt wurden.

Die Fließarbeit und Fabrikation am laufenden Band ist die immer weiter und stärker vervollkommnete Zusammenfassung menschlicher und maschineller Kraft, menschlicher Eingriffe und maschinellen Vollendens. Mit der geringsten Anstrengung die größtmögliche Leistung zu bewirken: das ist ein Arbeitsprinzip, das auch dem Arbeiter selbst, eben durch Verminderung der Anstrengung und Erhöhung der durch die erhöhte Leistung bedingten besseren Entlohnung, in hohem Maße zugute kommt — und dessen Endergebnis dem wohl alles dient, durch die rationellere Auswertung der Arbeit billigere Verkaufspreise ermöglicht.

HELVETISCHE LITERATURSATIRE

Von

MAX RYCHNER

Muse, setz dich zu mir, und hexe aus mir ein paar Verse.
Schalkig sollen sie sein, nicht dumpf, nicht amtlich langweilig.
Nicht voll tierischen Ernstes, obschon er uns Schweizern ja lieb ist,
Lieb und vertraut, dieser Ernst, der treu uns durchs Leben geleitet
Und die Gesichter uns lang in die Länge zieht und sie versauert —
Also ich bitte: nicht so, sondern lockerer töne die Leier,
Wenn auch das Lachen verpönt, der Aerger indessen beliebt ist.

*

Hast du dich prostituiert? Warum denn in unseren Gauen
Wütet die Schreiblustseuche, ergreift die Jungen und Greise?
Tintenbefleckt erscheint die ehemals züchtige Jungfrau.
Und der Umgang mit dir, Muse, tut ihr nicht gut.
Aber die Männer mit Brillen und sachte lehrhaften Gemütern,
Siehe, sie lernten nicht viel, sie säen auch kaum und sie ernten
Wenig, den Lilien gleich, doch unser Herrgott erhält sie.

Jeder hat ein Problem und runzelt deswegen die Stirne,
Ist es auch ohne Belang, ist es ja doch ein Problem.
Oder sie stecken voll Ahnung, das wäre wohl nicht zu verargen,
Aber damit nicht genug: sie greifen nach Feder und Tinte,
Krümmen sich über den Tisch und schreiben und schreiben und schreiben . . .
Sieh! wie sie schreiben! Und schwitzen! Es kugeln und kegeln die Wörter
Auf das schneeweiße Papier wie ins Grab; tot bleiben sie liegen.
Teufe Romane entstehen wohl so; sie erzählen wie einer
Anfangs ein Knabe war, dann ein Jüngling, und schließlich ein Mann ward.
Ach! die Kindheit, wie schwierig! wie jammervoll! oftmals geprügelt,
Niemals verstanden, so ging's ihm. Als Jüngling wurde er trotzig,
Klotzig und stotzig mit eins, noch unverstandener, finster,
Haute die Türe ins Schloß, das Mütterlein weinte gar oftmals.
Denn der so schwierige Sohn, rauhschalig, doch edel im Kernholz,
Wurde sich selber Problem . . . Das gab er auch deutlich zu spüren.
Nun kommt ein Mädchen. Sie ist ein Lehrerstöchterchen oder
Eine Saaltochter — gleichviel. Aus der biedersten Bürgerschicht stammt sie.
Herb ist sie, bockig und scheu. Er flieht sie. Sie flieht ihn. Sie fliehen sich.
Sieht er sie, wird er gleich grob und mault und flegelt und rüpelt:
Hartholz scheint er zu sein, doch weich ist die Seele wie Grießbrei.
Sie aber merkt vorerst nichts und findet ihn fast gar abscheulich.
Ach, was weiß sie vom Leben! wie schwer es die Gottsucher haben!
Jeder Tag ein Problem, das Problem: was fang ich mit mir an?
Oder: warum ist Gott? und: wie nun soll ich ihn suchen?
Ist nicht vorauszusehen, daß so einer frühe zum Greis wird,
Dumpf und vertrackt und verkauzt, ohne Frische und lebige Schwungkraft,
Dämmerig, selbstüberheblich, mißlaunig und auch nicht sehr geistvoll? —
Als Liebhaber jedoch wird er erst recht kompliziert.
Kosmisch empfindend, ist er einem Mädchen nicht völlig gewachsen.
Denn er nimmt es nicht hin, sondern er deutet und sinnt;
Deutet daraufhin die Deutung, sinnt hintersinnigem Sinn nach,
Bis die Bedeutung zerrinnt, bis der Bedeutende spinnt.
Oh, wie bereit wäre sie! Das ist ihm indessen gleichgültig,
Denn er denkt nur an sich, wehleidig, unfähig zur Freude,

Streng gewillt, sich selbst und andern das Dasein zu säuern,
Kleine Konfliktchen zu hegen und pflegen und grenzenlos Mitleid
Mit sich zu haben, zu knurren und murren mit sich und dem Schicksal.
Und so erhebt er denn stracks zur Weltanschauung die Trübsal,
Nur in sich selber verknäult fristet er Tage und Jahr.
Manchmal ist er besoffen (ach, schließlich, wenn man's so schwer hat . . .),
Bubenhaft wird er sodann, rauflustig, und wirft mit dem Bierglas,
Oder er klagt zu den Sternen und flennt einem Freund in die Weste.
Welch ein Brausekopf! so denken wir staunend, wir Leser,
Welch ein Gigäntchen! Ein Herrgottsdonner! Potzhundert! Potztausend!
Ei, ei, ei, ei! Wenn der nicht Talent hat! Auf den darf man stolz sein.
Ebenso denkt auch die Schöne. Nachdem sie genugsam gewartet,
Fällt's ihr wie Schuppen vom Haar. Sie erkennt seinen tiefen Charakter.
Ihm ist es endlich gelungen, sie so in Verwirrung zu bringen,
Daß sie nicht aus und nicht ein weiß. Auch sie wurde sich problematisch.
Jeder gerade Instinkt in ihr ist nun glücklich verbogen,
Ihre Weiblichkeit hat er verplempert. Sie soll mit ihm brüten,
Dumpf wie ein Huhn, über Dinge, nach denen kein Hahn kräht.
Liebe, das ist nicht so einfach, vor allem: er will sie nicht einfach,
Menschlich soll sie nicht sein, sondern allermindestens kosmisch.
Sterne sollen erzittern und Sonnen ins Wackeln geraten,
Wenn sich Herr Bünzli, vierschrötigen Schritts, doch innerlich zaghaft,
Seiner Holdseligen naht. Er naht sich. Sie sieht ihn, errötet.
Hoffnung grünt ihr im Herzen. Ein Ja will sie allenfalls wagen.
Er aber legt sofort los, er sei halt zerrissen, er leide
An seiner Dualität, in ihm sei nicht alles organisch,
Und erst die Polaritäten, sie machten ihm dauernd zu schaffen,
Ob sie das nachfühlen könne, das Seelische sei doch gar seltsam,
Und das Verdrängen oft schwer, er stecke schon voller Komplexe,
Bis an den Kragen, daher auch der Kropf, und daher die Trübsal.
Nun wird sie gleichfalls bedenklich. Ja, ja, das sei alles sehr traurig,
Und sie weine oft stark, wenn sie sehe, wie er so tief ringe,
Wie er ein Gottsucher sei und zu täppisch, um jemals zu finden,
Oh, sie bedaure ihn tief! Ach, er sei halt ein Genie!

Immer schon hab' sie gesagt, Herr Bünzli sei mehr als die andern,
Aufgeknöpft seien die andern und pfiffig, aber es stecke
Halb nicht soviel in ihnen wie in dem ringenden Bünzli,
Dem jeder Tag ein Problem sei, vor allem er selber,
Und sie wäre ja gern bereit, mit ihm drüber zu sinnen.
Mit ihm zu deuten und mit ihm zu suchen; sie sei auch nicht glücklich;
Oftmals frage sie sich geradezu: was ist das Leben?
Diese Frage, sagt er darauf, sei ihm aus dem Herzen gesprochen,
Ja, auch er, er habe darunter gelitten, gezweifelt,
Ja, ja, er wolle die Frage erneut recht reiflich erwägen;
Er aber frage sich stets: weshalb ist die Natur?
Ha, das sei auch zu ergründen! Man komme damit nicht zu Rande.
Schließlich finden sie sich, zwei Seelen und so viele Gedanken,
Und Herr Bünzli wird bald ein gar wackerer Mann.
Milde und mahnend wirkt er und segensreich für die Betroffenen.
Pflanzt seinen Kabis und Kohl und erweitert die eigene Beschränktheit.
Von der Welt will er nichts mehr wissen, und dieses gelingt ihm.
Ihm ist am wohlsten in muffiger Luft, alle Fenster geschlossen.
Temperatur mittelmäßig, Geruch eine Mischung von vielem;
Selbstgenügsam und selbstgerecht, in den Händen das Tagblatt,
Fühlt er sich an dem Nabel der Welt und verblödet in Züchten.
Solche Lebensläufchen: wie fleißig hat man sie beschrieben,
Und ich bin überzeugt, noch langehin wird es betrieben,
Denn der Schollenroman erfreut sich berechtigter Schätzung,
Nicht bei den Lesern, das nicht, um so mehr bei ihren Verfassern.
Hundert mögen es sein, wie die Schlangenköpfe der Hydra,
Und gar manchem wünschte man hundert Köpfe statt einen,
Aber nur eine Hand zum Schreiben, und diese mit Schreibkrampf.
Krampfhaft schreiben ja viele, mit hundert Händen, so scheint es.
Doch was sich daraus ergibt, hält einem Kopfe nicht stand.
Andere wenden sich flugs ans Herz des trefflichen Lesers,
Und in Strophe und Reim besingen sie Leiden und Freuden.
Manche haben das Wort „Gott" immer im Mund, in der Feder,
Und sie verwenden es gern, häufig und hemmungslos flink.
Freundlich laden sie uns zur Teilnahme an dem Privaten,
Wessen ihr Busen geschwellt, wessen der Kamm ihnen schwillt.
Gütige Pantheisten ergreifen, ergreifen die Leier.
Anthroposophen versammeln im Zirkus den Leu und den Adler,
Stiere und Lamm obendrein, vereint vor dem Steinerschen Schatten,
Fehlt nur der Pegasus, doch dieser hält weislich sich ferne.

Diese Dichtung, sie gibt statt Brot uns Steinerne Bissen,
Für den Astralleib bestimmt, schmecken sie seifig und lind.
Lassen wir das. Es gibt noch andere, gibt ja noch viele,
Männer und Frauen, ein gemischter Chor, dirigiert von Apollo.
Zartes Wesen und feine Stimmung webt manchmal vernehmlich,
Wehe Klagen zumal und sittlich-rüstiges Walten,
Selbstbescheidung wohl auch und Selbstüberhebung zuweilen. —
Wie es im Leben so geht, wie es in Versen so steht.
Anmut ist bei solchem Bemühen nicht stets das Ergebnis,
Tut aber nichts, dafür ist's tief, mitunter gar kosmisch.
Mitleid mit armen alten Frauen kommt oftmals zum Durchbruch,
Fällt einem sonst nichts mehr ein, fühlt er noch tief sozial.
Epen werden gekleistert, und Versfüße trampeln in Heeren,
Aber dein Meister Apoll hält sie sich fern vom Olymp . . .
Muse, verhülle dein Antlitz. Der Schabernack geht nun zu Ende.
Bleib mir gewogen, du weißt, selten beschwöre ich dich.
Zeige dich strenger fortan, besuchst du helvetische Gaue,
Bleibe den wenigen treu, die deine Dienste erfüllen.
Siehe, die Würdigen werden es dir nach Kräften vergelten.
Sende die Scharen der kleinen Schwätzer unter die Obhut
Deiner ältesten Tante. Sie hüte die Dilettanten
Treu mit Brille und Strickstrumpf und lasse sie niemals entwischen.
Heerde und Hüterin mögen in trautem Vereine verkinden . . .

Ottomar Starke

AUKTIONSERGEBNISSE

LONDONER VERSTEIGERUNGEN

Viscountess Harcourt bei Christie am 22. Juni

Porzellan

Ein Meißner Teeservice m. Landschaften bemalt, Küsten- und Schiffahrtsszenen, aus 39 Stükken bestehend (Rosenau) . . 215,5 £

Eine Fuldaer Gruppe: Drei Figuren von kostümierten Kindern unter einem Baum. 10 Zoll hoch (W. Carpenter) . . . . 441,— „

DER NACHLASS DER KAISERIN EUGENIE

Christie, 1. Juli

W. Bouguereau 1863: Madonna und Kind mit dem Kinde Johannes 54×42½ Zoll (Sampson) 325,10 £

Vigée Le Brun: Portrait der Königin Karolina von Neapel. 32½×25 Zoll (Leggatt) . . . 210,— „

A. Calame 1855: Der Vierwaldstätter See. Aus dem Tuillerien-Palast. (Skilleter) . . . . . 399,— „

A. Canalletto: Zwei Ansichten von Venedig. 17×23½ Zoll (Sampson) . . . . . 567,— „

Jan van der Capelle: Küstenlandschaft mit Booten. Aus dem Tuillerien-Palast. 18½×23 Zoll (Colnaghi) . . . . . 819,— „

J. B. Greuze: Porträt eines Knaben, vielleicht des Dauphin Oval 21×17 Zoll (Swaine) . . 651,— „

Francesco Guardi: Zwei Bilder von Inseln bei Venedig. 11×15½ Zoll (Spink) . . . . . 1050,— „

Sir Thomas Lawrence: Porträt einer Dame in weißem Musselin-Kleid, unt. Bäumen sitzend. 55×43 Zoll (Westmore) . . . 997,10 „

Aus dem Besitz des Prinzen Victor Napoléon

Acht Queen Anne-Walnußstühle und ein Lehnstuhl, gepolstert (Permain) . . . . . 4200,— £

Ein Chippendale-Mahagonilehnstuhl (F. Partridge) . . . . 325,10 £

Eine William III. Marqueterie-Truhe, aus d. Mulliner-Kollektion 1924. (Pawsey & Payne) . 609,— „

Zwölf Beauvais-Tapisserie-Fauteuils m. vergoldet. Louis XV.-Holzwerk (E. Jones) . . . . 2205,— £

Eine Chippendale-Mahagoni-Kommode, 46 Zoll breit (M. Harris) 735,— „

PARIS

Sammlung Mme. Polès, 22., 23. und 24. Juni, Galerie Georges Petit

Stiche des 18. Jahrh.

de Ducourt Zwei Pendants: Adieu am Morgen. Der zerbrochene Krug. 2. Zustand (38×29) . . . . . 160 000 Frs.

Janinet, Schweres Geständnis, nach Lavreince. 1. Zustand. Die Indiskretion, nach Lavreince. 1. Zustand . . . 150 000 „

Aquarelle, Zeichnungen, Gouaches und Pastelle

Borel, Psyche und Kupido, Folge von Aquarellen für das Gedicht von La Fontaine 1671 . . . . . 260 000 Frs.

Ch. Coypel, Bildnis des Künstlers (98×80) Pastell . . . 178 000 „

Alte Bilder

Boucher, Die Mühle, Der Fischfang (46×66) . . . . . 450 000 Frs.

Fragonard, Junges Mädchen (39×30) . . . . . 200 000 „

Hoppner, Angebl. Porträt der Lady Fitz Herber (75×63) . 192 000 „

Mme Labille-Guiard, Bildnis d. Comtesse de Selve (91×71) 510 000 „

Lancret, Opernszene . . . . 205 000 „

Th. Lawrence, Angebl. Porträt der Miß Fitz Gerald (76×62) 800 000 „

Mme. Vigée-Le Brun, Bildnis der Marguerite Bandard de St. James, Marquise von Puysegin (104×75) . . . . 350 000 „

Miniaturen

Hall, Frauenporträt . . . . 86 000 Frs.

„ Männerporträt (12×10) . 74 000 „

Vitrinenobjekte

Goldene Dose, graviert, mit Gouaches von Van Blarenberghe geschmückt . . . 110 000 Frs.

Gold. Dose, farbig. Louis XV. 61 500 „

Porzellane

Garnitur v. drei alten Sèvres-Vasen mit Deckel . . . . 68 000 Frs.
Zwei Leuchter, Alt-Meißen . 35 000 „
Zwei Vasen, Alt-Meißen (H. 37) 86 000 „
Zwei alte Seladon-Vasen, China (H. 36) . . . . . 127 000 „
Zwei Achat-Schalen, auf Bronze montiert, Gouthière zugeschr. Ende Louis XVI. (H. 27, 34) 140 000 „
Zwei Medici-Vasen, Gouthière zugeschr. (H. 24) . . . . 142 000 „

Salon-Mobiliar

Sechs große Fauteuils mit Beauvais Tapisserie . . . 375 000 Frs.
Vier Fauteuils, G. Jacob, gestickt, mit Beauvais-Tapisserie L. XVI . . . . . 220 000 „
Kanapee u. acht Fauteuils, Tapisserie Aubusson. L. XVI. . 175 000 „

Möbel

Entre-deux-Möbel, M. Carlin gest. . . . . 390 000 Frs.
Damen-Lesetisch, gest. R. V. L. C. . . . . 350 000 „
Große Kommode, gest. J. F. Dubut. L. XV. . . . . 200 000 „
Damenschreibtisch mit eingelegten Blumen. Louis XV. R. V. L. C. zugeschr. . . 706 000 „
Schreibtisch. J. H. Riesener, gest. Louis XVI. . . . . 155 000 „
Schreibtisch mit Schubfächern auf 8 Füßen. David Roentgen sig. . . . . 290 000 „
Große Konsole, J. H. Riesener gez. Louis XVI. . . . . 165 000 „

Tapisserien, Teppiche

Beauvais Tapisserie nach F. Boucher (310×450 cm) . . . 975 000 Frs.
Teppich de la Savonnerie, schwarzer Grund (263×252) 450 000 „

*

Am 16. u. 17. Juni wurde in der Galerie Georges Petit die Sammlung Zoubaloff versteigert.

Aquarelle, Pastelle, Zeichnungen usw.

Guys, In der Oper. Aquar. (17×23 cm) . . . . . 6 200 Frs.
Guys, Dame mit Muff. Aquar. (27×26 cm) . . . . . 8 100 „
Guys, Dame d. zweiten Kaiserreiches. Aquar. (27×18) 5 300 Frs.
„ Auf d. Hofball. Aquar. (18×1€ cm) . . . . . 10 200 „
Jongkind, Schiffe, den Hafen verlassend. Aquar. (14×30) 7 500 „
Picasso, Badende. Zeichnung (73×103 cm) . . . . 19 500 „
„ Badende. Zeichnung (73×100 cm) . . . . 17 500 „
Redon, Blumen. Pastelle (70×92 cm) . . . . . 27 200 „
Renoir, Badende (23×35 cm) . 8 000 „
„ Mutter u. Kind (61×46) 10 400 „
„ Studie zu einer Versuchung des hl. Antonius (32×55 cm) . . 7 000 „

Moderne Bilder

Cézanne, Venus und Amor (21×22 cm) . . . . . 86 000 Frs.
— Badende (51×61 cm) . . . 475 000 „
Dufy, Strand von Trouville (54×65 cm) . . . . . 8 100 „
Degas, Tanzstunde (46×61 cm) 41 000 „
Laurencin, Spazierritt (73×92) 32 000 „
Léger, Stilleben (54×65 cm) . 6 000 „
Matisse, Strand von Etretat (40×47 cm) . . . . . 43 000 „
Monticelli, Besuch im Schloß (47×67 cm) . . . . . 14 600 „
Cl. Monet, Blumen in einer Vase (100×82 cm) . . . . 280 000 „
Renoir, Junge Frau (32×24) 130 000 „
— Schlafende Odaliske (50×53) 100 000 „
— Bougival (55×41 cm) . . . 238 000 „
— Madame Henriot (41×33 cm) 240 000 „
— Kind mit Kasperl (35×27) 249 000 „

Skulpturen von verschiedenen Künstlern

Carpeaux, Erste Skizze des Giebels am Stadthaus von Valenciennes. Terrakotta 27×33 cm) . . . . . 9 000 Frs.
Maillol, Der Schmerz. Wachs (17×13 cm) . . . . . 14 500 „
— Ruhende Nymphe. Terrakotta (15×19 cm) . . . . 12 500 „
— Junge Frau. Terrakotta (42×13 cm) . . . . . 22 100 „
— Nymphe. Gips (67×15 cm) . 25 000 „
Rodin, Ewiges Idol. Bronze (17×13 cm) . . . . . 51 100 „
— Junges Mädchen m. Schlange Bronze (38×17 cm) . . . . 35 250 „

BUCHER-QUERSCHNITT

FRIEDRICH EISENLOHR, Das gläserne Netz. Horen-Verlag, Berlin. Vorspruch! Wir wenigen, die im Weltkrieg anderes, als Mitmenschen morden, als zu plündern, sengen, brandzuschatzen, zu vergewaltigen taten, die wir durch glücklichen Zufall hinter den Fronten praktische Nächstenliebe in jeder Form treiben, Folgen des Irrsinns rasend gewordener Kommandierender nach Kräften mildern durften, Reste der billig gewordenen Menschenwürde auf Flaschen zogen, bewundern in Friedrich Eisenlohrs strikt gültigem Roman aus Europas „größter Zeit" des Dichters bewußt über den kunterbunten Kulturereignissen steilstehenden Ekel. Während die mechanisierten Europäerhorden sich im Konkurrenzkampf gegenseitig auszurotten suchten, was durch technische Unbeholfenheit, die inzwischen glänzend abgestellt ist, erst teilweise gelang, hatte Eisenlohr schon das hellere Bewußtsein, Krieg und sein Schelerscher „Genius" sei das Resultat des fortzeugenden Systems riesiger Mechanismen, die einzig zur Vernullung des Menschen, zur Anbetung des in Grund und Boden verblödeten Maschinenwärters, des vertierten Rekordschaffers führen müßten. Für die winzig kleine Gruppe der auf dem Erdball bei einigem Verstand Gebliebenen ist „Das gläserne Netz" geistiges Geländer gegen Fall in das Latrinental der Vielzuvielen, das ich nicht laut genug empfehlen kann. Uttwil, am 1. Juli 1927. Carl Sternheim.

HARRY GRAF KESSLER hat auf der Cranach-Presse in Weimar des *Vergilius* Eclogen und Georgica drucken lassen in der Ursprache und in der Verdeutschung von Rudolf Alexander Schröder, mit Holzschnitten von *Aristide Maillol*. Das Buch war vor dem Kriege begonnen und ist erst jetzt beendet worden und im *Inselverlag* erschienen. — Es ist das schönste Buch, das seit der „Daphnis und Chloe" von Bonnard (bei Vollard) erschienen ist.

Der Querschnitt ist so glücklich, von den Holzschnitten Maillols den einen oder anderen reproduzieren zu dürfen. Maillol zeigt hier, daß er, der größte Bildhauer unserer Zeit, auch einer ihrer vorzüglichsten Zeichner ist. *A. F.*

WALDEMAR GEORGE, Picasso, Zeichnungen. Paris Edition Quatre Chemins.

Ein wundervolles Buch, das den größten Maler unserer Zeit als Zeichner dokumentiert. Ausgezeichnete Abbildungen mit meist unbekannten Blättern. — Die Galerie Flechtheim veranstaltet im Herbst d. Js. mit Unterstützung der Galerien Simon und Rosenberg in Paris eine Ausstellung von Zeichnungen, Gouachen usw. Picassos, zu der auch aus den Sammlungen Reber (Lugano), Frau Huldschinski (Bad Kreuth), Suermondt (Düsseldorf) usw. beigesteuert wird. Diese Ausstellung wird auch Deutschland die ungeheure Bedeutung dieses großen Malers einhämmern. Der Querschnitt wird aus dem Picasso-Buche Zeichnungen reproduzieren. *S. Z.*

Künstler-Monographien im Ausland!

MARCEL RAY, George Grosz, Crès & Cie, Paris. Soeben erschien in dem ausgezeichneten Pariser Kunstverlag G. Crès & Cie., der von Salmon eine Rousseau-, von Cousturier eine Seurat-Monographie herausgab, von Marcel Ray eine Monographie über George Grosz. Diese ist die erste wirklich vollständige Monographie über einen deutschen Künstler, die im Ausland erschienen ist. Der Text von Ray liest sich wie ein Roman. Voran setzt er Goethes Worte aus dem Geisterchor: „Weh, weh". Das Buch enthält 30 Abbildungen nach Oelgemälden, Aquarellen und Zeichnungen und ist ein Beweis für die Wertschätzung dieses deutschen Künstlers in Paris.

Aus A. Kramer, Kunstgeschichte des Möbels

Französischer Dressoir. Anfang d. 16. Jahrh. Paris, Musée de Cluny

Spätrenaissancebett aus Amberg. Sog. Bett der Herzogin Susanna, Gemahlin von Ottheinrich. München, Nationalmuseum

Aus A. Feulner, Kunstgeschichte des Möbels

Sekretär mit Einlagen von Sévres-Porzellan. Gefertigt von A. Weisweiler für Marie Antoinette. London, Wallace Collection

Aus A. Feulner, Kunstgeschichte des Möbels

Ankleidezimmer des Königs Max I. in Nymphenburg. Aquarell von Fr. Ziebland (1820)
München, Wittelsbacher Bibliothek

In der Serie der *„Arte moderna italiana"*, die ein wenig an die Biermannsche „Junge Kunst" erinnert, und in der eine Monographie über Modigliani erschienen ist, erscheint jetzt eine solche über *Ernesto de Fiori*, die *Giovanni Scheiwiller* schreibt. Diese Monographie enthält 20 Abbildungen, Biographie und einen Oeuvre-Katalog und erscheint in einer Auflage von 1000 Exemplaren. *S. Z.*

ALFRED KUHN, Der Bildhauer Hermann Haller. Orell Füßli, Verlag, Zürich. Alfred Kuhn hat sich die moderne Plastik zur Spezialität gemacht, nach einer schönen Monographie über diese, einem Buch über Maillol, das schöner ist als das des Maurice Denis, jetzt dieses außerordentlich fein illustrierte Buch über den einzigen Schweizer Künstler. Er teilt das Buch in ein Vorwort, eine Lebensbeschreibung und einen Dialog mit dem Bildhauer. Das Wichtige an dem Buch ist, daß der Text nicht zu lang und nicht zu kunstphilosophisch geraten ist, sondern kurz und bündig das Wesentliche sagt. *S. Z.*

BERT BRECHT, Die Hauspostille. Propyläen-Verlag, Berlin.
Lesen Sie: Viele Leute haben es ihm angetan, besonders solche wie François Villon und Arthur Rimbaud, aber es bleibt bei allem sehr viel Bert Brecht. Da, wo er von seinen großen Vorbildern am freiesten ist, ist er am besten, von einer höchst unwirklichen, surrealistischen Nüchternheit. So bringt er das Kunststück fertig, ein großer Balladendichter und gleichzeitig modern zu sein. *H. v. W.*

ERY H. GULDEN, Kreislauf der Liebe. Roman in zwei Episoden. Rudolf Kaemmerer, Verlag, Berlin.
Zweierlei ist in diesem Erstlingswerk bemerkenswert: Einmal die Kunst der Verfasserin, in drei Episoden verschiedener gesellschaftlicher Verknüpfung uns mit einem sympathischen untrivialen Herrn unserer Tage vertraut zu machen, in proletarisiertem und mondänem Lebenskreis und am besten in jener verkoxten, schwulen Atmosphäre rauschgiftsüchtiger, halbkrimineller Homosexuellen, die ich nirgends so gut geschildert fand wie hier. Und das zweite, was so gefällt, ist, daß dies so sehr begabte Buch interessant und unterhaltend bleibt, ohne das sonst in neuerer Literatur häufige heimliche Wasserzeichen auf jeder Seite: Seht, was ich, der Schriftsteller, alles kann und weiß. — Wer dies Buch gelesen hat, wird auf jedes neue Werk von Frau Gulden gespannt sein. *A. B.*

Geist und Gesellschaft. KURT BREYSIG zu seinem 60. Geburtstag. I. Band Geschichtsphilosophie und Soziologie. Breslau, M. & H. Marcus. 1927.
Diese Festschrift enthält einige wertvolle Beiträge. *Driesch* behandelt das Thema: „Theoretische Möglichkeiten der Geschichtsphilosophie und ihre Erfüllung", besonders interessant durch seine eigene eingestandene Meinung, heute alles Evolutionale aus der eigentlichen Geschichte als solcher zu entfernen und ihren Lauf kumulativ, also psychologisch verständlich erklärbar zu fassen. — *Sombart* gibt ein Kapitel „Die Bedarfsgestaltung im Zeitalter des Hochkapitalismus" mit sonderbaren Werturteilen wie z. B. über den Wert der Zeit: „Goethe hatte Zeit, drei Stunden bei Tisch zu sitzen, der Clerk in New York nicht, weil er Besseres zu tun hat als Goethe." — Eduard *Wechssler* bemüht sich: „Die Generation als Jugendgemeinschaft" in einer, zum Allgemeinproblem der Gemeinschaft überhaupt und zum Verständnis heutiger geistig wirkender Quellpunkte sehr bemerkenswerten Abhandlung zu erfassen. *A. B.*

HANS NATONEK, Schminke und Alltag, bunte Prosa. F. Krick, Verlag, Leipzig.
Eine Menge gedrängter Skizzen, die jede in ehrlicher, aber auch gütiger Sachlichkeit einen Charakter und damit ein Leben zeichnen. Ein wenig windstill, ein wenig zeitlos, aber dafür voller Einsicht und beruhigtem Humor. *B. Sch.*

DR. TH. H. VAN DE VELDE, „Die vollkommene Ehe". Eine Studie über ihre Physiologie und Technik. Benno Konegen, Medizinischer Verlag. Leipzig-Stuttgart.

„Die Ehe ist eine Wissenschaft." Von diesem Fundamentalsatz Balzacs ausgehend, fordert der Verfasser eingehendes Ehestudium, das ihm heute besonders dringlich erscheint, weil die wirtschaftlichen und seelischen Nöte der Nachkriegszeit jugendliche und junge Generationen a priori zur gefürchteten „Ehezerrüttung" drängen. Auch die tragische „Frigidität", die laut ärztlicher Statistik einen verblüffend hohen Prozentsatz aufweist, glaubt er durch Belehrung bessern zu können. Merkwürdigerweise gibt Dr. v. d. V. die Hauptschuld am Ehe-Frigidarium dem Mann, wie denn überhaupt dieser in dem gewichtigen Wälzer recht schlecht wegkommt: Rücksicht, Altruismus, Verständnis und kontinuierlich „befriedigende" Leistungen zu üben, versteht sich für den Hochehe-Gatten von selbst! Seine Partnerin hingegen erhält jederzeit mildernde Umstände zugebilligt. Das so eminent wichtige, ja für Dasein und Arbeit des geistigen — oder gar schöpferischen — Mannes ausschlaggebende Verständnis der Frau, ihre Anteilnahme und Rücksicht, ihre tägliche (und nächtliche) Verantwortung bleiben unerwähnt.

Keine Hochehe ohne „vaginale Disziplin" (wir vermissen diesbezügliche Hinweise), sie ist genau so notwendig wie der Reinlichkeitskodex. Der Abschnitt über Gehörsinn und erotisierende Wirkung der Musik muß angefochten werden. Unmöglich, daß in einem ernstgemeinten Werk über das Thema aller Themen noch immer „Tristan und Isolde" als Liebesgipfel statuiert wird — — —

Sehr vernünftig des Verfassers Gebot, Hochehe mittels virtuoser Variabilität des Genusses zu stabilisieren. Jedoch: Meisterung technischer und anderer Probleme ist ohne Talent nicht denkbar. Wahrhaft Talentierte, geborene Liebeskünstler also, benötigen nicht papierene Vorschriften und noch weniger die Fülle von literarischen Zitaten, welche der fleißige Kompilator anhäuft, um seine Thesen zu bekräftigen. Laien — und solchen ist das Buch gewidmet — werden dadurch nur verwirrt. Dr. v. d. V. sollte einen konzentrierten medizinischen Leitfaden für „Begabte" schreiben!

Die hohe Auflage dieses Bandes ist wohl in erster Linie auf die eingehenden Positions-Schilderungen zurückzuführen . . . *L. Th.*

BENNO VIGNY, „Amy Jolly", die Frau aus Marakesch. Weltbücher-Verlag, Berlin-Friedenau.

Ein Kolonialroman, aus dessen Milieudarstellungen sehr gründliche Kenntnis der Abenteurer spricht, die für solche Gebiete charakteristisch sind. Auch daß den Menschen und Dingen ihre eigenen Namen und Bezeichnungen gelassen sind, erhöht die Echtheit des Buches und damit seinen Reiz. Doch die Menschen sind in ein zu grelles Licht gerückt, es gibt zu viele Superlative der Charakteristik, der die Haltung nicht entspricht. Aber vielleicht wollte der Autor und Held (?) des Romans nicht ganz mit der Wahrheit heraus. Das ist der Fehler des Buches.
B. Sch.

ALBA, Das Beinbuch (Ein Wade-mecum). F. Krich, Verlag, Leipzig.

Hätte der Autor es über sich gebracht, etwas weniger Witze zu machen, so wäre dies ein witziges Buch; die vielen, recht bezeichnenden Anekdoten allein hätten es dazu gemacht. Auch die Vielseitigkeit der Behandlung des Gegenstandes ist reizvoll. Aber ein arbiter elegantiarum sollte sich doch hüten, kostbaren Stoff durch so billige Applikation zu beleidigen. *B. Sch.*

FRITZ BONDY, Die schönste Frau. Rembrandt-Verlag, Berlin-Zehlendorf.

Nach ästethischen Gesichtspunkten im allgemeinen und einer Kombination aus

den Venusgestalten der größten Künstler aller Zeiten werden die Maße und Formen fixiert, denen das Ideal entsprechen muß. Es wird von Berufenen in allen Erdteilen gesucht, die fast sämtlich an Teilschönheiten ihre eigenes Ideal finden und der Aufgabe verloren gehen, bis das Ideal endlich dicht am Ausgangspunkt der Expedition gefunden wird, aber nun seinerseits so viel unsachliche Leidenschaft entfesselt, daß es sich in ein bürgerliches Schicksal und Verborgenheit retten muß, um sein Persönlichstes zu wahren. Ueberlegener Humor und Echtheit im Sinne des Zeitgeistes machen die Novelle zur amüsanten Lektüre. *B. Sch.*

Illustrierte Geschichte der Russischen Revolution in ca. 20 Lieferungen, davon 5 erschienen. Mitarbeiter: Bucharin, Juroslawski, Krupskaja, Lenin, Lunatscharski, Rykow, Stalin, Trotzki usw. mit 200 Originalphotos, Kunstbeilagen und wichtigen historischen Dokumenten. Neuer Deutscher Verlag, Berlin.
Die sehr detaillierte, dabei aber knappe Darstellung aller wichtigen Ereignisse schafft hier ein außerordentlich interessantes Dokument der Geschichte. *B. Sch.*

REUTER, Brachliegende Arbeitskraft. Verlag von L. Schwann, Düsseldorf.
Unter diesem Titel, des Problems der Rücküberführung Erwerbsloser in eine rationierte Wirtschaft, hat im Auftrage der Stadtverordnetenversammlung der Stadt Düsseldorf der Beigeordnete Reuter eine sehr wichtige, gut illustrierte Broschüre veröffentlicht. *A. F.*

POMMERN. Aufgenommen von der Staatlichen Bildstelle, eingeleitet von Martin *Wehrmann,* beschrieben von F. *Adler,* C. *Friedrich* und O. *Schmitt.* (Deutsche Lande, deutsche Kunst, herausgegeben von Burkhard Meier, Deutscher Kunstverlag, Berlin. 1927.)

Du mein verschlafenes Pommerland, es hilft dir nichts, du bist jetzt entdeckt. Zwar lagst du immer „vor den Toren" der Reichshauptstadt, zwar waren deine Gänse und deine Kartoffeln ebenso berühmt, wie deine Bäder am Ostseestrand von Zingst bis Leba besucht, aber mit deiner Kunst und deiner Kultur haperte es gehörig. Du warst nur „Land" und weiter nichts. Daß einstmals auch in deine Wenden-Dörfer die Mönchsorden mit ihren Kirchen und Klöstern vordrangen, daß auch in deinen Küstenstädten die Hansa ihre selbstbewußten Bürgerbauten erstehen ließ, das erfahren wir erst heute. Der Deutsche Kunstverlag hat die Photographen der Bildstelle als Pioniere hinausgeschickt, und von ihrer Ausbeute gibt der Pommernband einen Rechenschaftsbericht. Stralsund (das pommersche Lübeck), Grimmen, Greifswald, Wolgast, Bergen auf Rügen (mit einer entzückenden kleinen Klosterkirche), Pasewalk, Kammin, Stargard, Kolberg, was hinter diesen und vielen anderen Namen Sehenswertes sich verbirgt, wir erfahren es in diesen Bildern. Manches Schöne und Beachtenswerte, das glücklichere Provinzen längst in Kunstgeschichten verwertet sahen, manches Vergessene und Uebersehene, das reizvoll genug wäre, von Kunstfahrern bestaunt zu werden, ist hier zusammengetragen. Du bist nicht reich an Schätzen, du hast lange abseits gestanden, du gutes Pommernland, und deine rundschädeligen Dickköpfe werden weiterhin Rüben bauen und sich reaktionär gegen jeden Fortschritt sträuben und sperren, aber du kannst es nun nicht mehr hindern, daß du von der allgemeinen Kunstgeschichte aus deinem Dornröschenschlaf geweckt bist. *C. F. R.*

AUS DEM PROPYLÄEN-VERLAG

Im Propyläen-Verlag sind zwei neue Bände aus dem Gebiet der Kunstliteratur erschienen, die eine willkommene Ergänzung zu der großen Propyläen-Kunstgeschichte darstellen. *Gustav Adolf Platz* behandelt in einem umfangreichen Band von 600 Seiten die *Baukunst der neuesten Zeit,* das ist die Architektur der letzten drei Jahrzehnte. Das Buch ist historisch und systematisch zugleich. Der Text gibt einen geschichtlichen Ueberblick über die Entwicklung der neuen Bewegung in der Baukunst und behandelt dann die Elemente der Stilbildung und die Gesetze der architektonischen Komposition. Ein kritisch besonnener Architekt zeigt mit sicherer Hand, welche Absichten und Ziele die junge Generation bewegen und welche Leistungen und Taten sie aufzuweisen hat. Auf breiter Basis und ohne jede hemmende Einseitigkeit verfolgen wir die Entwicklung von Olbrich, Messel, van de Velde über Theodor Fischer, Jos. Hofmann, Behrens, Kreis, Bonatz, Elsässer, Schumacher zu Poelzig, Mendelsohn, Tessenow, Kaufmann, Hoeger, Taut, Gropius usw. Weit über 100 Architekten mit ihren Schöpfungen sind in den 540 Abbildungen vertreten. Geschäftshäuser, Fabriken, Verwaltungsgebäude, Ausstellungsbauten, Museen, Theater, Schulen, Kirchen, Wohnhäuser, Villen, Landhäuser, Siedlungen, Innenräume, Brücken, Hallen, Bahnhöfe, Stadtanlagen usw. geben ein umfassendes Bild der Gesamtarchitektur unserer Zeit, bei der auch die Ingenieurkunst und der Städtebau nicht zu kurz kommen.

Das zweite, nicht minder bedeutsame Werk, dessen Fertigstellung wir anzeigen können, ist eine *Kunstgeschichte des Möbels* seit dem Altertum von Adolf *Feulner,* dem Direktor des Münchener Residenzmuseums. Auch dieses Buch ist sehr reich illustriert. 500 Abbildungen zeigen die wichtigsten und schönsten Beispiele der verschiedenen Möbelgattungen in den einzelnen Ländern Europas. Seinen besonderen Wert und seine eigene Note erhält das Buch durch seinen umfangreichen und ausführlichen Text. Die Fragen des Stils und damit der Datierung der erhaltenen Stücke, die Fragen der Künstlerpersönlichkeiten und ihrer Arbeiten und damit der Zuschreibung bedeutender Schöpfungen an namhafte Kunsthandwerker sind ebensosehr Thema des Buches, wie die großen Zusammenhänge dieses Teilgebiets des Kunstgewerbes mit der allgemeinen Kunstgeschichte und die Gestaltung und Entwicklung der Formen der Möbel im Laufe der Jahrhunderte. Da eine zusammenfassende moderne Geschichte des Möbels nicht existiert, so wird dieses Handbuch der Möbelkunde für alle unentbehrlich sein, die sich aus Neigung oder Beruf mit diesem vielgestaltigen Gebiet beschäftigen.

Außer diesen beiden gewichtigen Bänden erschien im Propyläen-Verlag die dreiaktige Gerichtskomödie von *Sling „Der dreimal tote Peter".* Es ist ein lustiges, sehr wirksames Theaterstück voll von subtilen Einfällen und simplen Späßen, nicht ohne tiefere Bedeutung amüsant. Eine Episode des alten Pitaval gibt den Durchschuß für ein buntfädiges Gewebe von Advokatenschlauheit und Familienschacher, bestechlicher Justiz und unbestechlicher Liebe. Dieser Peter Mége, der sich begraben läßt, eine Erbschaft macht, und vor den Lasten der Bürgerlichkeit durchbrennt, ist ein Kerl, der Eindruck macht.

R. Grossmann

MARGINALIEN

Pariser Weekend.

Von *Rudolf Grossmann.*

Tropenhitze, totale Windstille macht sie noch unerträglicher, einzige Möglichkeit, sich Luft zu fächeln: Taxie! und Rasen! Nach Clamart! Schnurgerade geht's durchs Quartier Vaugirard zur Porte de Versailles.

Jedes Quartier fügt sich mit eigenem Gesicht zum Zentrum. Es führt provinzmäßig sein Leben für sich im Unterrock. Es bleibt, wie es immer gewesen ist, verstaubt und alt und wird nie Spekulationsterrain. Langsam steigt von der Porte de Versailles die Route de Clamart mit links und rechts silbergrauen Gärten — Paris beginnt langsamer zu atmen.

Hier steht die Villa von Henri Matisse, grün beschattet. Seine Anhänger — er hat mehr Schule gemacht als Picasso — beziehen von diesem leuchtend farbfrohen Scarabäus künstlerischen Bedarf fürs ganze Leben. Seine Bilder sind von überlegendem, geschmacklich raffiniertem und doch wieder von ganz spontan anregendem Vortrag. Die Farbe äußerst differenziert, sensibel über die Leinwand zitternd. Bei seinem Nachahmer wird sie oft zum wahren Farbjodler.

Der Meister erscheint atmosphärisch helläugig, mit starker fleischiger Nase, mit geblähten, ein wenig schon gesackten Wangen, — man denkt an Orlik —. Doch hat trotz äußerem, fast deutschprofessoralem Anblick der Kopf bei näherer Betrachtung ein abgeklärt ruhiges, lateinisches Gefüge, in sich selbst ruhend, ohne hastige deutsche Ausdrucksfurchen. Im Garten ein rechteckiger,

Zu Haustrinkkuren

Dieser in rein natürlichem Zustande abgefüllte Mineralbrunnen ist ein anerkanntes

Heilwasser

von größter Bedeutung

und findet erfolgr. Anwendung bei

Gicht, Rheumatismus, Zucker-, Nieren-, Blasen-,Harnleiden(Harnsäure), Arterienverkalkung, Magenleiden, Frauenleiden usw.

Man befrage den Hausarzt!

Dieser Naturbrunnen von größtem Wohlgeschmack, dessen Heilkraft von Tausenden aller Stände u. Berufe unzählige Male erprobt wurde, ist infolge seiner günstigen Zusammensetzung auch ein altbewährtes Vorbeugungsmittel gegen Festsetzung schädl. Bestandteile im Organismus.

Fachingen erhält Körper und Geist frisch und gesund.

Brunnenschriften sowie ärztliche Anerkennungen werden auf Wunsch jederzeit unentgeltlich versandt durch das Fachinger Zentralbüro, Berlin W 66, Wilhelmstraße 55.

Erhältlich ist das Heilwasser in Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Drogerien usw.

Fachingen verlängert das Leben!

mit rosa Backsteinen ausgelegter Goldfischteich. — Darauf zartgrüne, blütenlose Seerosenblätter, deren hellgrüne Stengel sich im Wasser brechen und mit goldroten, schnellflossigen Fischen ein Matissesches Ornament bilden.

Seine Altersbilder sind zarter, sublimierter, ohne die starken Contrastes du couleur der früheren Jahre. „Nach zehn Jahren haben wir eine ganz andere Kunst", meinte er; dann: „On ne peut pas être toujours revolutionnaire et négatif, on ne peut pas toujours avoir des contrastes; une révolution ne peut jamais durer. Ce qui viendra, c'est le classicisme."

Er fragt mich nach Deutschlands Kunstentwicklung und hört beruhigt, daß der Expressionismus, das deutsche Surrogat während des Krieges bei geschlossenen Grenzen, schon eingesargt sei. Dem Intellekt Matisse, der alle Relationen gleichmäßig umgreift, ist es unverständlich, daß von den französischen Malern, von denen doch der eine auf dem anderen stehe, einer in den Himmel gehoben wird und die anderen um ihn herum in der Kette vergessen sind. So, sagt er, haben die Jungen Cézanne verlassen; Renoir ist ihr Gott und Bonnard ist obenaufgerückt.

*

Die Pariser Gerüche, Straßenteer, schwitzende Camelots, Benzinwolken, Marchands de vins, Bureaux de tabac mit ihren englisch süßlich duftenden Sorten werden penetrant. — Ich biege im Luxembourg-Garten um eine Ecke; ein junger, blondgelockter Kerl mit schäbiger Hose, den ich von fern auf einem Stuhl sitzen sah, neben ihm ein halb ausgetrunkener vin gris, fährt wie im Paroxysmus auf, schreit, krallt

die Hände in die Luft und fährt ein paarmal dicht an meinem Gesicht vorbei, mit den Armen ins Leere greifend. Ein Wahnsinniger? Oder spielt er ihn, um in ein Asyl zu kommen? Ich mache schnell ein paar ähnliche Bewegungen, für alle Fälle — um ihn nicht zu reizen, und gehe vorbei. Dann steht er gesenkten Kopfes wie im katatonischen Krampf unbeweglich. Man läßt ihn gewähren. „C'est un fou", sagen dazugekommene Passanten; er wird sich beruhigen, man sperrt ihn nicht ein. Romanische Freiheit! Ungehindert, vollsinnig darf Persönliches sich erfüllen! Ein sozialmenschlich Ganzes fordert jeden Outsider von selbst zurück. — Kein überflüssiger Raum; er würde die Massensuggestion der Solidarität stören. Ein Berliner mit Ellbogen- und Kurfürstendamm-Expansionen wäre hier schlecht einzufügen. Die Pariser Menschen-Bataillone marschieren gedrängt nach ein und derselben Richtung. In Deutschland gibt es nur einzelne Soldaten, und die marschieren gut, aber jeder in verschiedener Richtung.

Abends auf dem Trottoir, das zu meinem Hotel führt, lag wieder die alte Betrunkene im Schatten, wo sie gewöhnlich übernachtet. Sie hat nur einen Mantel an, man sieht die nackte Brust und Stiche von Wanzen und Läusen. Wenn sie einen halben Tag so geschlafen hat, holt man endlich einen Sergeanten, der sie mit Fußtritten aufscheucht. Diese will nicht in ein Asyl, sie brennt da immer durch; man kennt sie schon. Er wirft ihr ihre paar Fetzen nach, sie schleicht leise wimmernd weg, um, wie eine Katze, sich wo anders wieder hinzulegen.

Im eleganten Viertel der Champs-Elysées sitzt, wie ein Pascha, auf tür-

FRANZ ROSENZWEIG

JEHUDA HALEVI

92 Hymnen und Gedichte. Deutsch

Ein Urteil über die Übersetzung von:

ARNOLD ZWEIG

Von vornherein mache man sich klar, daß diese Arbeit in ihrer wunderbaren Gewissenhaftigkeit und Treue, der Hingabe ans Original und der Andacht zum Deutsch mit dem heutigen Übersetzungsbetrieb nur noch den Namen gemein hat. Diese Übersetzung ist die Überwältigung einer außerordentlichen Summe von Widerständen durch einen auf das Richtige gerichteten Willen. Nichts gibt von der Schwierigkeit des Textes einen klareren Begriff als diese intensive Nachbildung, die jede der einzelnen Strophen dem Leser dicht vor Augen hält . . .

Die Anmerkungen Franz Rosenzweigs und sein Nachwort sind die klügsten, um nicht zu sagen weisesten Bemerkungen zu einzelnen Gedichten, zum Problem des Übersetzens, des Sprechens, Dichtens, die heute in deutscher Sprache überhaupt niedergelegt wurden. Eine genaue hingabevolle Lektüre dieser Anmerkungen und des Nachwortes ist imstande, ebensoviel vom Wesen des Gedichtes und seiner Atmosphäre an Einsichten zu vermitteln als sämtliche Kritiken heute bekannter Rezensenten, mit denen freilich Franz Rosenzweig, dieser geschulte und bedeutende Denker, auch nicht einmal zum Zwecke des Lobes zusammen genannt werden darf.

Das Werk wurde in der Offizin Poeschel & Trepte in der Winckelmannantiqua gedruckt

Preis in Ballonleinen. . . . . RM 15.–
Luxusausgabe in Ganzleder RM 30.–

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER / BERLIN

kischen Teppichen, umgeben von Federwedeln und phantastisch gekleideten Wachspuppen, der Modekünstler und Maitre-tailleur Poiret. Der gallische, sonst liebenswürdig bewegliche Hahnenkamm ist bei ihm zu einem prätentiös-feierlichen Riesenkamm angeschwollen, der ganz unfranzösisch wirkt. Unter saturiertem Fett zittert eine solennelle Melancholie, als ob allzu Rundliches, Wabbliges den Genius in seinen Aspirationen zu sublim-phantastischen Frauenkleidern resigniere.

30 Grad Hitze! Auch die Mannequins nebenan schwitzen. Sie ziehen sich aus und an. Aus klassisch phantastisch geblümten Gewändern biegen sich vom Aermelansatz an nackt schlankweiche Arme; das ewige Wechseln des Gefieders für andere verdirbt den Charakter und macht sie zu Schemen.

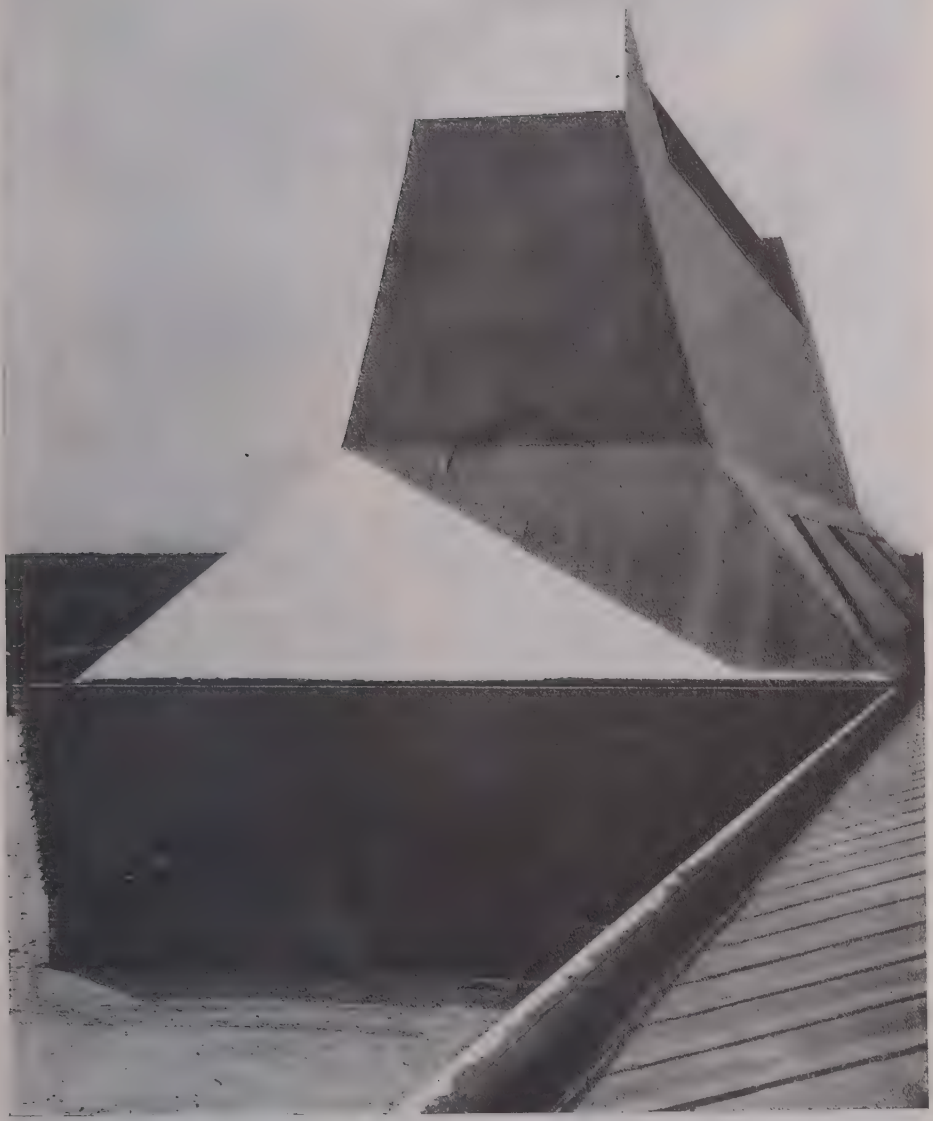
Die Hitze wächst. Der Zug spie uns gegen des Meeres blendend-flimmernden Horizont aus. In Dieppe sieht man ausschließlich Söhne und Töchter Albions! Sie essen in lichten Speisesälen; frische Meeresluft dringt herein; hier ist es erträglicher. Sie erobern die Hotels, anglisieren sie. Ihrer englischen Methodik ist der leicht erregbare französische Hahn ebensowenig gewachsen, wie der italienische. Aus den Italienern wenigstens werden sie mit der Zeit sicher noch englische Sklaven machen. Noch ist es ziemlich leer, und die vornehm-weite, mondän-elegante Digue beherrscht noch der heimische Bourgeois.

Nur Samstag und Sonntag kommen Pariser mit ihren Autos herüber. Gestern war ein kleines Kitschauto-Rennen. Den prämiierten Wagen steuerte ein zum Verwechseln ähnliches Paar. Am Steuer saß ein blondgelockter Mädelkopf, halsfrei, hellgelbe Bluse und schwarze Krawatte, daneben ein schwarzer Bubikopf. Allzu plumpe Geschlechtsgegensätze zwischen Mann und Frau wären unfranzösisch; Paradies der Frau! Das Ewig-Weibliche hat den Mann schon aufgesogen.

Vom Meer aus gesehen, gespenstert die Hotelfront noch. Ein Kreuz mit mittelalterlich Rettung bringendem Heiligen für Schiffer, weithin sichtbar. Daneben moderne Signalmasten, Radiostationen. Ein weidender Schimmelhengst, der sich überlebensgroß gegen den Himmel zeichnet, ungehindert seine Brunst wiehernd auslebt. Ueber der breiten Steinbrüstung unten im Hafen liegt ein betrunkener Matrose unbeweglich auf der Nase. „Es ist Samstag", sagen die Umstehenden. Er feiert hier jede Woche sein Weekend. Man läßt ihn liegen und seinen Rausch ausschlafen. In Frankreich gibt es noch Schutzengel.

Vom Hafen führt die Hauptgeschäftsstraße zur alten Burg. Rechts und links am Trottoirrand fließen, nein stehen Wasser. Keine süddeutschen, sauberen „Murmelbäche". Hierin wimmelt es von Mahlzeitresten, verfaulten Artischocken, Wursthäuten, Papieren, zerbrochenen Gläsern, übelriechend, grauschwarz oder auch lichtblau, wenn gerade der Himmel hineinlacht. Die große Kulisse dieser Straße ist die St.-Jacques-Kathedrale, Frühgotik, im XII. Jahrhundert begonnen, 1195 wieder ganz zerstört, in den folgenden Jahrhunderten wieder an- und aufgebaut, nach englisch-flämisch-französischen Kämpfen.

Das Gestein steht weißgrau schimmernd mit ehrwürdig überirdischer Transparenz, weithin sichtbar, an italienische Dome erinnernd; steinig zerborsten, wie Austernschalen, ragen Zacken und Gesimse zum Himmel wie Seeigel, Seesterne, als ob das Meer sie ausgespuckt hätte.



Aus G. A. Platz, Die Baukunst der neuesten Zeit

Färberei der Hutfabrik Steinberg, Hermann & Co. in Luckenwalde (Architekt Erich Mendelsohn)

Reihenhäuser in Magdeburg, Harbkerstraße (Architekten Konr. Rühl und Gerh. Gauger)

Das Alte stürzt... Ein Wahrzeichen unseres geräumigen, von alten Patrizierhäusern und stattlichen Linden umsäumten Marktplatzes, die Marktpumpe, ist der neuen Zeit zum Opfer gefallen. Nachdem sie jahrzehntelang den Umwohnern des Marktplatzes ihr köstliches, kühles Naß gespendet, auch manchem fahrenden Gesellen erquickende Labung geboten hat, ist sie durch die vor kurzem erfolgte Anlegung einer Wasserleitung überflüssig geworden und, da sie ihren Dienst seit einiger Zeit ohnehin schon eingestellt hatte, nunmehr abgebaut. Sie war gerade keine Zierde des Marktplatzes, aber immerhin erinnerte sie an geruhige alte Zeiten, wo die Frauen und Mädchen sich mit ihren Eimern gegen Abend um die Marktpumpe sammelten, um die Gelegenheit zu benutzen, die Tagesneuigkeiten gegenseitig auszutauschen. Gar mancher wird ihren Anblick entbehren und fragt sich: Was tritt an ihre Stelle? Wird der Wunsch vieler unserer Einwohner in Erfüllung gehen, die unseren wirklich schönen Marktplatz mit einem idealen Marktbrunnen geziert sehen möchten? *(Ludwigsluster Tageblatt.)*

Folkwangschulen. In Essen wird am 1. Oktober d. J. eine neuerrichtete Fachschule für Musik, Tanz und Sprache eröffnet werden. Sie untersteht der Gesamtleitung von Max Fiedler und Rudolf Schulz-Dornburg und ist als Schule für Ausdruckskunst der von Prof. Alfred Fischer geleiteten Schule für Gestaltung (Städt. Kunstgewerbeschule) gegenübergestellt. Als Folkwangschulen-Essen vereinigt, werden beide zum ersten Male die gesamten kunsterzieherischen Disziplinen zu umfassender Einheit zusammenschließen.

Aus Mecklenburg. Fräulein oder Witwe, auch mit Töchterchen, die über etwas festes Einkommen oder kleines Vermögen verfügt und Neigung hat, sich mit 42jährigem Herrn auf dem Lande (kein Vieh), in der Nähe von Schwerin zwecks gemeinschaftlicher Wirtschaftsführung zusammenzulegen, wird gebeten, ihre Adresse an die „Meckl. Z." Schwerin zu senden.

(Meckl. Ztg.)

Elefanten auf Kredit. Die Londoner Firma Chapman hat jetzt eine eigene Abteilung eingerichtet, um Elefanten auf Kredit abzugeben. Die neue Geschäftsform ist aus dem schon üblicher gewordenen Elefanten-Verleih entstanden. Die Tierfänger haben die Erfahrung gemacht, daß viele kleinere Gemeinden und Geschäftsunternehmungen sich Elefanten anschaffen, wenn ihnen die Möglichkeit der Teilzahlung geboten wird. *(Gr.-Wbger Anz.)*

Adieu Berlin! heißt der Roman **H. v. Wedderkops,** der dieser Tage bei S. Fischer erscheint. Dieser Roman versucht, mit der deutschen Gegenwart, so wie sie ist, auszukommen. Das heißt kein Filmstar bestimmt durch seine Beine die Handlung, kein dialektsprechender Hochstapler macht Rügen unsicher und interessant, auch „Tempo, Tempo" gibt es nicht darin. Sondern das Problem: Wie stellt sich der Kurfürstendamm, der Tiergarten, das Theater, die Philosophie, der Salon, der moderne Stiltanz, das Kabarett dritten Ranges, der Dirigent, der Baron und was alles es gibt in unserer fluktuierenden Gegenwart zum Seehund (den Renée Sintenis zeichnete), seinem Sand und seinem Salzwasser.

Ich und der Fremdenverkehr.

München, Kunststadt, gemütliche, anregende, beruhigende, aufregende Fremdenstadt, ja, „Fremden-Stadt", denn alle diese Eigenschaften sind hauptsächlich und allererstens für die „Fremden" da. — Und wir? Ja, wir sind auch für die Fremden da, das heißt, es wird dies von uns erwartet. Von ganz Fremden nicht so sehr als von Bekannten, ungeliebten Verwandten, Freunden unserer Freunde, was man so Beziehungen nennt. Da sind erstens die, die nicht neugierig sind, denn diese brauchen uns zum Zeitvertreib für den einen Tag, den sie durchreisend notgedrungen einmal im Jahre hier verbringen. Zweitens solche, die neugierig sind und wissen wollen, wann die Pinakothek offen ist und wie man zum Deutschen Museum kommt. Oder gar solche, die etwas lernen wollen, Protektion und Anstellung oder eigene Ausstellungen suchen.

Sie alle verwandeln sich, besonders wenn's regnet, bei Ankunft im Hauptbahnhof München in „alte Freunde", die sich doch so „furchtbar freuen, uns wiederzusehen". Ein Telephonbuch hängt schon als Kuppler neben der Telephonzelle auf dem Perron. Der Ankömmling fragt sofort an: „Wer glauben Sie wohl, wer spricht." Man sagt auf seine Frage: Ich habe natürlich „keine Ahnung". „Also, Sie würden nie darauf kommen, erinnern Sie sich nicht an X. Y. — ich führte Sie doch zu Tisch bei Soundsos in Berlin, nein, es war ein so reizender Abend, und ich bin eben angekommen, ja, gerade eben. Wissen Sie, ich bin in Geschäften hier, aber heute abend bin ich frei. Was tun Sie heute abend? Ich möchte Sie so gerne besuchen, Sie sollen doch so ein schönes Haus haben und so viele Tiere . . ." Weiter kommt er nicht, denn ich bin „eingeladen, heute abend".

„Ach, sagen Sie ab, und wenn Sie lieber ausgehen, so essen Sie doch mit mir, ich bin allerdings nicht angezogen, denn ich fahre 9.40 Uhr wieder ab nach Berlin."

Also eingeladen war ich nicht, das war eine Notwehrlüge gewesen, aber die Aussicht, diesen Jemand bei mir bis zur Unendlichkeit sitzen zu haben, in meinem „reizenden Haus", reizte mich nicht. Hm, 9.40 Uhr reist er, das geht, ich lasse mit mir handeln. Ganz unvermittelt sage ich zu und freue mich heimlich aufs gute Essen. Taxi zum Rendez-vous 3,50 Mark, und dann kommt — das Wiedersehen.

9 Uhr 5 Minuten steigen wir beide in ein Auto und fahren zur Bahn,

AUSSTELLUNG MÜNCHEN 1927

DAS BAYERISCHE HANDWERK

ZEIGT DAS ENTSTEHEN DES QUALITÄTSPRODUKTES DEUTSCHEN HANDWERKS IN 75 IN BETRIEB BEFINDLICHEN WERKSTÄTTEN. DIE HISTOR. ENTWICKLUNG DES HANDWERKS VOM MITTELALTER BIS HEUTE

MAI–OKTOBER

denn was soll ich nun tun, auf der Maximilianstraße um 9 Uhr 5 Minuten? Aus Zeitüberfluß bring' ich ihn an den Zug, dort trifft er einen Geschäftsfreund, der mich zwinkernden Blickes streift, „aha" denkt und sich diskret verdrückt.

9.45 Uhr stehe ich vor dem Bahnhof. Soll ich nun auch irgendein Opfer anrufen? Nein, das geht nicht, ich bin ja kein „Fremder". Es regnet. — Taxi nach Hause: drei Mark fünfzig. Für sieben Mark hätte ich zu Hause besser gegessen.

Ganz angenehm sind die Autogäste. Ich erhalte Donnerstag ein Telegramm: „Hoffe Freitag abend München zu sein." Unterschrift: unlesbar, verstümmelt. Der Aufgabeort Budapest.

Wer „hofft", Freitag abend München zu sein, und was geht es mich an, daß er hofft? Ich privatim hoffe nichts, denn Freitag abend habe ich Gäste bei mir. Es geschieht auch Freitag abend nichts Außerordentliches, meine Gäste bleiben ungestört. Samstag muß ich unbedingt arbeiten, schon weil ich Freitag nicht dazu kam, denn ich möchte Sonntag früh in die Berge fahren zum Skilaufen.

Kaum an der Arbeit, läutet das Telephon. „Du also, das ist herrlich, daß du da bist, ich habe schon gefürchtet, ich treffe dich nicht, ich muß nämlich Montag nach Paris weiter, aber heute habe ich den ganzen Tag für dich Zeit. Ich komme nachher herunter, Servus, ich muß mich erst rasieren lassen."

Die Zeit, die man zum Rasieren braucht, bleibt mir zur Arbeit. Dann ist es aus. Kann ich einem ernsthaften Geschäftsmann sagen, daß ich keine Zeit habe, weil ich ein Meerschweinchen modellieren muß?

Ganz gerne habe ich ja auch den Gast, der an einem Eisregentag im Februar, mein Schnitzel verdauend, das meine Gott sei Dank radfahrende Köchin in letzter Minute holen mußte, sich nun vor mir ausmalt, wie das morgen sein wird, wenn er über den Brenner kommt und auf der anderen Seite die Mandelbäume blühen. Aber er fährt gleich weiter, in Florenz ist die Sache mit dem Frühling nicht ganz sicher, nein, nein, gleich Palermo, da gibt's schon Mandarinen, und die Orangen duften. Ich bin müde, möchte mich ausruhen vom vielen Reden, — aber er, — oh, er hat Zeit, hat ja in München sonst nichts zu tun. — —

Im Frühjahr sind's wenigstens müde Menschen, die Erholung brauchen, da habe ich noch etwas Geduld, aber im Herbst sind sie alle gesund, dick und jung — der Teufel soll sie holen.

Sehr böse und mißtrauisch sind alle Fremdenverkehrer, wenn es am Telephon heißt, ich sei krank. Das ist eine persönliche Beleidigung und eine furchtbare Unfreundlichkeit von mir.

Aber das ist ja alles noch gar nichts. Ich zähle auch nicht die Tanten, deren Nichten hier malen oder modellieren, deren Talente ich bewundern und deren Tugend ich bewahren soll, zähle auch nicht die ausgerissenen Ehegatten, die mich brauchen, um im Fasching „auszugehen". Die bringe ich meistens bald an. Auch vergesse ich alle Jünglinge, die „berühmte" Leute durch mich kennenlernen wollen, diese Dinge gibt es in anderen Städten auch, aber die positiven Verluste sind's, die ich beklage, nämlich an wirklichen Freunden.

Es war so: Ich habe Freunde: Papa, Mama und junger Sohn. Sie haben ein herrliches Schloß in der Schweiz, ein bißchen abseits vom großen Weg, mit südlichem Garten, herrlichem kleinen See — ein Glück — für ihre Gäste. Sie selbst sind dort hauptsächlich glücklich, wenn ihre Gäste sie beneiden. Haben Sie keine Gäste, so langweilen und streiten sie sich.

Unvorsichtigerweise sprach ich von meinem Leben in München, und sie beschlossen, einen Winter hier zu verbringen. Sie mieteten eine kleine möblierte Etage ohne Portier. Ich sage extra „ohne Portier", denn wenn sie in einem Hotel gewohnt hätten, wäre vielleicht alles gut gegangen. — So aber — — —

Mama wollte eine gute Schneiderin wissen, Papa fragte, wo man Theaterbilletts bestellt, Sohn wollte Tanzstunden haben. Alle drei zusammen mußten einen guten Zahnarzt wissen und dies alles stückweis einzeln am Telephon. Und vieles andere noch, womit die ersten Tage vergingen.

Dann kam die große Enttäuschung. „Du hast doch gesagt, man könnte vor Weihnachten Ski laufen?"

„Hatte ich das gesagt?"

„Du hast doch gesagt, der Fasching sei so amüsant, wir drei fanden es gestern beim Baltenball sehr langweilig."

„Du hast doch gesagt — — —" Ich hänge ein.

Als sie abreisten, haben sie keinen Abschied genommen, und diesen Sommer haben sie mich nicht mehr eingeladen.

Wenn ich nun in Kyritz an der Knatter wohnen würde . . .

Christa Hatvany-Winsloe.

Emil Nolde, einer der Führer der deutschen Expressionisten, feierte am 7. August seinen sechzigsten Geburtstag. Er hat seine Jugend — in Mögeltondern am Meer, bei der Brücke, in Paris und Ozeanien und in Krachs mit Max Liebermann — mit so viel Grazie und Esprit verbracht, daß wir uns auf die Arabesken seiner verte vieillesse freuen.

Ihn zu ehren, hat die Kunsthandlung *Fides in Dresden* eine Ausstellung zusammengebracht, die nun durch Deutschland reist, und eine Festschrift erscheinen lassen, in der u. a. die Museumsdirektoren Fischer aus Stuttgart, Gosebruch aus Essen, Hartlaub aus Mannheim und Sauerlandt aus Hamburg mitgearbeitet haben.

Die Firma Schiedmayer, Pianofortefabrik, Stuttgart, die im Frühjahr den Grand Prix auf der Internationalen Musikausstellung in Genf bekommen hat, wurde auf der großen Internationalen Musikausstellung in Frankfurt a. M. mit der höchsten Auszeichnung, der Goldenen Staatsmedaille des Deutschen Reiches, ausgezeichnet.

Die Goethebuchhandlung hat ihre Geschäftsräume nach der Leipziger Straße 120 verlegt und wird sich künftig auch mit **Buchauktionen** befassen.

In den Ausstellungsräumen von Johannes **Hinrichsen** im Künstlerhaus, Bellevuestraße 3, findet vom 3. bis 30. September 1927 eine Sonderausstellung des **Malers Albert Birkle** statt.

Oeffentlicher Dank. Wir Bürger von Wolkersdorf sprechen hiermit unserem allseits geschätzten Herrn Rauchfangkehrermeister Stöger in Wolkersdorf für die tüchtige und aufopferungsvolle Betreuung unserer Kamine unseren besten Dank öffentlich aus. Nur seiner sachkundigen, stets zur richtigen Zeit eingreifenden Vorsorge, sowie allen jenen, welche dazu beitragen, ist es zu verdanken, daß unser Ort seit langer Zeit vor größerem Unglück bewahrt bleibt.

(Volkszeitung Wien.)

Olympiaden der Kunst. Die im Jahre 1928 in Düsseldorf stattfindende Ausstellung „Deutsche Kunst Düsseldorf 1928" soll das erste Glied einer Kette von Ausstellungen sein, welche sich in zweijährigen Abständen wiederholen und den Titel „Deutsche Kunst" tragen sollen. Diesem Titel soll dann jeweils der Name der Stadt beigefügt werden, in deren Bereich die Ausstellung stattfindet. Also zunächst wie oben „Deutsche Kunst Düsseldorf 1928", dann evtl. „Deutsche Kunst Berlin 1930", München 1932 usw. Auf diesen Ausstellungen sollen nur die wesentlichsten und qualitätvollsten zeitgenössischen Werke gezeigt werden. Nach Kunstrichtungen soll nicht gefragt werden.

Als Vergleich sei auf die Olympiaden der sportlichen Veranstaltungen hingewiesen. Wenn dort die Höchstleistungen der Nation auf sportlichem Gebiet gezeigt werden, so soll hier das Höchste und Bedeutsamste ausgestellt werden, was in dem jeweiligen Abschnitt in der Kunst geschaffen wurde. Neben Werken anerkannter Meister, welche auf die Entwicklung von Einfluß waren und sind, soll dem Werdenden und Jungen, soweit es eigene Bedeutung hat, breiter Raum gegeben sein. — Hindenburg übernahm das Protektorat.

Autographen-Versteigerung bei J. A. Stargardt, Berlin, am 23. 9., u. a. von Mme. Dubarry, Friedrich II., Goethe, E. T. A. Hoffmann, Hölderlin, Kant, Kleist, Mendelssohn, Napoleon I., Paganini, Jean Paul, Voltaire, Wallenstein, Washington.

Deutsche Kunst Düsseldorf 1928. In Düsseldorf wird bildlich schon gehämmert, getüncht, gehängt. Auch hängen Maler Maler auf — wieder bildlich. Wird im Mai eröffnet, zeigt sich das olympische Wunder: nur alle zwei Jahre eine gesamtdeutsche Kunstausstellung, die erste eben in Düsseldorf in dem von Wilhelm Kreis umgebauten Kunstpalast im Rheinpark. Der Querschnitt wird nicht verfehlen, diese Ausstellung, mit der das dankbare Düsseldorf den 50. Geburtstag von Alfred Flechtheim begeht, seinen Lesern im Bilde vorzuführen.

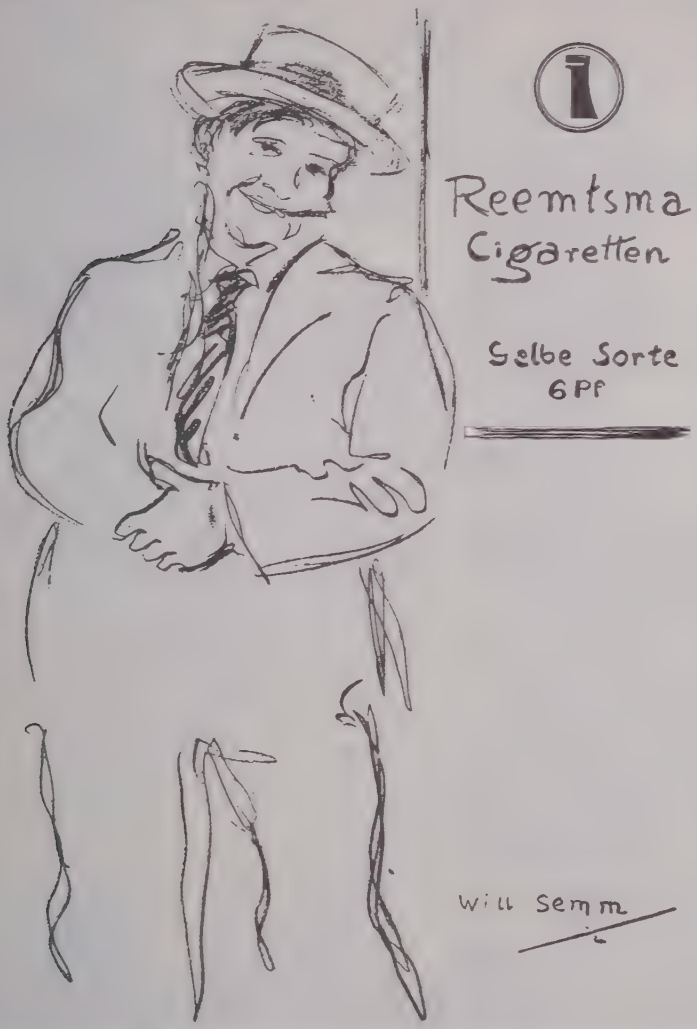
M.

Romane für Anspruchsvolle. *Wie oft werden Romane als ewige Kunstwerke angepriesen, wie viele Namen werden in den Himmel gehoben — und es sind doch nur Eintagsfliegen. Alle paar Jahre aber taucht ein Name auf, der nicht so schnell wieder vergessen wird, und hierzu gehört* **Martha Ostenso,** *die junge, aus Norwegen stammende, amerikanische Lehrerin, die durch einen Literaturpreis ausgezeichnet, sehr schnell in der ganzen Welt berühmt wurde durch ihren Roman* **„Der Ruf der Wildgänse".** *(Leinenbd. M. 7,50.) Einige Monate später, nachdem diesem Buche überall Lobeshymnen gesungen wurden, erscheint nun der zweite Roman* **„Erwachen im Dunkel"** *(Leinenbd. M. 7.—) und rechtfertigt, ja übertrifft alle in die junge Dichterin gesetzten Erwartungen.*

Hamburger Fremdenblatt vom 9. 7. 1927.

Die Werke der Martha Ostenso erscheinen in der F. G. Speidel'schen Verlagsbuchhandlung, Wien und Leipzig.

Heilspezialist, Selbsterzeuger, Sechziger, wünscht Wiederheirat. Eintausend Bareinlage. Pensionärin angenehm. *(Lok. Anz.)*



Zirkus-Syndikus. Wegen plötzlichen Ablebens meines langjährigen *Syndikus* (Geheimer Regierungsrat Illgner) ***suche ich*** sehr befähigten, in Steuer- und Versicherungsangelegenheiten (Haftpflicht, Kasko usw.) vollkommen bewanderten ***Volljuristen,*** der seine ganze Arbeitszeit meinem Unternehmen zur Verfügung stellen könnte. Ständige Anwesenheit beim Zirkus Voraussetzung. Angebote mit Lebenslauf, Referenzen erbeten an:

Direktor Stosch-Sarrasani, z. Zt. Elberfeld-Sonnborn
4.—10. 7. Mülheim (Ruhr)

(Juristische Wochenschrift.)

André Germain. Wenn Flechtheim mit Bernhard durch das sommerliche Land fährt, um sich die tiefbraune Edelfarbe seiner Vorfahren auf unserem arischen Boden wiederzuholen, wen trifft er in Mecklenburg, wo es am finstersten, d. h. am echtesten, ist? Unseren Freund André Germain. Wen trifft man, wenn man auf die Botschaft zu den Bolschewiken geht? Mit dem Notizbuch in der Hand, ein fleißiges Lieschen, von Tisch zu Tisch herüberflitzend? André Germain. Wer ist das reizende Philinchen, das aus und ein schlüpft in Berliner Salons, das plötzlich bei Scheler, la gloire de Cologne, auftaucht und dann wieder bei Stresemann? Wer pirscht in den brandenburgischen Wäldern, wo sie am dichtesten sind? Wer singt die schönsten Lieder auf die preußischen Junker? André Germain. Wer kennt die intimsten Geheimnisse von Unruh, Sternheim, Rilke, und wer ist, nach echter, schlechter Literatenart, plötzlich bös mit den beiden ersteren? Wer liebt die deutsche Seele und sagt: „Die deutsche Seele ist der deutsche Wald"? Wer versteht es, unsere besten und edelsten, geheimsten und offenbarsten Schauten herauszufinden? Wer widmet sich dem allen ohne Unterschied, mit immer gleicher Liebe? Man muß gestehen, es grauste einem etwas vor dieser alles umfassenden Liebe und — wenn man immer wieder im vergangenen Winter auf seine Spuren stieß — vor allzu viel Heinzelmann-Geschäftigkeit. Aber wir wollen nicht undankbar sein und keine Heuchler, wir wollen nicht die Mittel tadeln, wenn wir die Zwecke loben. Wir alle wollen die Indiskretion, die Entblätterung, die Wahrheit oder die Sensation, je nachdem, wie man dies Bedürfnis nennt. Das ist unser Lebenselement, weil es das ist, was den Leser bestimmt, die Zeitung oder die Zeitschrift von heute zu kaufen. Nur dem Bienenfleiß, der Emsigkeit und der stets mit Bleistift und Notizbuch bewaffneten Empfänglichkeit unseres Freundes gelingt es, den teuren, guten Stoff, dessen die kultivierte Welt bedarf, ans Licht zu ziehen. Daß er oft hereinfällt, allzusehr nach Namen geht, mit lieblichen Tönen den oder die Schaute umkreist, ist sein Fatum, sein Pech. Dies macht ihn uns speziell nicht unsympathischer, da wir reich genug sind, um Nachsicht zu üben, und wir obendrein an Schautereien einen gewissen Spaß haben.

Sein neues Buch „Chez nos voisins" (Editions Rieder, Paris), in dem er sein Herz für unsere Mark entdeckt, von da nach Florenz, nach Holland und Dänemark zieht, in dem er Max Scheler, den Philosophen der neuen Zeit, besingt (etiquettiert als „der Weise von Köln", „le philosophe de Cologne"), auf den Spuren Bismarcks wandelt, in Schönhausen zartestes Rokoko statt Blut und Eisen findet, in dem er Liebermann, Stresemann und Marx querdurcheinander interviewt — dies Buch, das außerdem durch einen höchst ergötzlichen Essai ergänzt ist: „Wie sich berühmte Deutsche in Paris benehmen", dies Buch gehört zu der Lektüre, die uns fehlt und notwendig ist, weil wir mit fremden, unbestochenen, wenn auch vielleicht etwas milden, voreingenommenen Augen gesehen werden. Was uns, die wir schon wieder anfangen, reichlich monomanisch zu werden, nicht genug passieren kann.

Milde, unendlich milde fließt diese vielfarbige Schilderung André Germains in uns hinein, nur ganz leicht gewürzt durch seinen abgeklärten Sarkasmus.

Er steht uns trotz einigem, was wir mehr zu unserem Pläsier auszusetzen haben, sehr nahe: Durch seine Klugheit, seinen Witz und seine Kultur.

H. v. W.

Aus G. A. Platz, Die Baukunst der neuesten Zeit

Doppelwohnhaus für Bauhaus-Meister in Dessau, Kühnauer Allee (Architekt Walter Gropius)

Lagerhalle der Rheinstahl Handelsgesellschaft in Düsseldorf (Architekt Emil Fahrenkamp)

Aus G. A. Platz, Die Baukunst der neuesten Zeit

Wohnhausblock in Berlin-Pankow (Architekt Erwin Gutkind)

Der bittere Beigeschmack. Trotz seines für viele Patrioten „bitteren Beigeschmacks" kann ein neuzeitliches Restaurant, das den Anforderungen eines internationalen Publikums genügen will, des „echten Pilseners" nicht entbehren, da die Nachfrage nach diesem edlen Gebräu in stetem Wachstum begriffen ist. Wer aber den goldgelben Stoff aus der Pilsener Genossenschafts-Brauerei in Pilsen, wie er hier im Restaurant Neumeyer zum Ausschank gelangt, sich zum Trunke auserkoren hat, der braucht sich denselben aus patriotischen Wallungen nicht verbittern zu lassen, da die Pilsener Genossenschafts-Brauerei an der sogenannten Deutschenhetze, die man vor Jahren wohl einmal einer böhmischen Brauerei zum Vorwurf machte, in keiner Weise beteiligt war, so daß jeder deutsche Patriot diesen echten Pilsener Gerstensaft ohne Gewissensskrupel schlürfen kann, zumal sein Magen bei diesem anerkannt bekömmlichen Stoff erst recht keinen Schaden leidet. *(Restaurant-Prospekt.)*

Nachruf.

Am Montag, dem 21. März, starb unser langjähriger Freund und Kegelbruder

JEAN LAENDER.

Einer unserer Besten ist von uns geschieden, dessen lauterer Charakter und allzeit freundliches Wesen, gepaart mit edler Herzensbildung und würzigem Humor, uns unvergessen sein wird.

Ehre seinem Andenken.

Kegelklub „Brav Junge am Nümaat",
Köln, Peterstraße 41.

Die Beerdigung findet statt am Donnerstag, dem 24. März 1927, nachmittag 4½ Uhr, von der Leichenhalle des Friedhofes Melaten aus.

(Kölner Stadt-Anzeiger.)

Christ, 33 Jahre, 1,80 groß, mit langen, blonden Haaren, Wald, Gesang liebend, sucht Gehilfin, am liebsten dienende Magd, welche große Sehnsucht hat nach Obst, Blumenzucht, Licht, Siedlung, Lebensreform. Erbitte Zuschrift **Friede**, Zehlendorf-Mitte, Mühlenstraße, Laube.

(Zehlendorfer Anzeiger.)

Der **Rhein-Verlag, Zürich**, fügt diesem Heft einen Prospekt über das demnächst erscheinende Werk von James Joyce „Ulysses" bei.

Macht der Musik. Anläßlich der Erstaufführung von Alban Bergs Oper „Wozzek" im tschechischen Nationaltheater in Prag kam es zu lebhaften Demonstrationen des Publikums. Infolge der allgemeinen Erregung wurde der Prager Vizebürgermeister Wanek vom Schlage getroffen und war sofort tot.

(Prager Tagblatt.)

Ableben des Rechtsanwalts Max Epstein. (Ein Nachruf.) Vor mehreren Jahren schied der Rechtsanwalt und Notar Max Epstein aus dieser Wirklichkeit. Bescheiden, wie er seine Existenz als Rechtsanwalt und Notar geführt hatte, unbekannt bei der großen Menge, verschwand er eines Tages. Nur der Kammergerichtspräsident und der Vorsitzende der Anwaltskammer hatten ihm die letzte Ehre gegeben. Ich selbst verlor in ihm ein zweites Ich, einen Genossen, der an mir hing wie kein anderer Mensch, einen wahren Angehörigen, der mir auch manche schwere Stunde bereitet hatte. Ich glaube sogar, daß er nicht freiwillig aus dem Leben schied. Er beklagte sich darüber, daß die große Menge und vor allem übelwollende Kritiker *ihn* beargwöhnten, wenn *ich* ein literarisches Werk geschaffen hatte. Er konnte es nicht verwinden, daß man uns beide verwechselte und mich als Dilettanten behandelte, während er an der Schöpfung ganz unschuldig war. Er hatte von seinem Dasein keine Freude. Seine Klienten waren Theaterdirektoren, die keine Gebühren zahlten und Schauspieler, die Honorare durch längere Unterhaltungen im Büro abzugelten pflegten. Dazu litt er an Regressen, die ihm sein geringes Interesse für seinen Beruf einzubringen drohte. So beschloß er eines Tages, seine Existenz aufzugeben und mir gleichsam das Feld zu überlassen. Ich konnte die Gründe, die ihn zu so tragischem Schritt veranlaßten, nicht mißbilligen. Auch ein anderes trieb ihn in den Untergang. Man hatte ihm angedichtet, er sei ein *Garderobenpächter* und nehme von dem Publikum allzuhohe Gebühren dafür, daß sie ihre Kleider ablegten. Man hatte da wieder ihn mit seinem Vater und eine Erbschaft mit einem Beruf verwechselt. Man hatte nicht gewußt, daß seit dem Durchbruch von Gorlice im Mai 1915 die Berliner Theater allzu glänzend standen, um einen so wichtigen Teil ihrer Einnahmen zu verschenken. Ich habe immer begriffen, daß solche Verwechslungen ihn verstimmen mußten. So fand sein Dasein eines Tages ein jähes Ende. Da er aber so lautlos erlosch, so konnte sich die Nachricht von seinem Ableben nicht verbreiten. Ich selbst litt am meisten daran, daß man in der Oeffentlichkeit nicht wußte, wie sehr der Rechtsanwalt und Notar Max Epstein verschieden war. Jahrelang hatte ich geschwiegen. Gewiß ist der Beruf des Rechtsanwalts kein unehrenhafter. Es spricht auch an sich nichts dagegen, daß ein solcher Mensch Talent hat. Auch Goethe war Rechtsanwalt. Außerdem kann man bei Heine darüber nachlesen, daß die erhabensten Geister aller Zeiten Juristen waren. Die Zeiten haben sich aber geändert. Heutzutage verlangt man, daß ein Mensch, der zum Dichter oder Denker berufen ist, keinen Beruf habe. Wir leben in einer Zeit, wo die gültige Literatur aus dem Kaffeehaus kommt. Darum widme ich dem verstorbenen Lebensgefährten diesen Nachruf zugleich als letzten Gruß an meine, wie ich hoffe, schlechtere Hälfte. ***Max Epstein.***

Die Bibliothek Victor Werner, Luxus- und Pressendrucke, illustrierte Bücher, Hamburgensien, darunter hervorragend schöne Handeinbände der berühmtesten Buchbinderwerkstätten, Drucke der Bremer-Doves-Ernst-Ludwig-Presse, Hundertdrucke in seltener Vollständigkeit, wird am 24. und 26. September 1927 durch die Bücherstube Hans Götz, Hamburg, Gr. Bleichen 31, **versteigert.**

Robert. Nachricht erhalten, innigen Dank. Bleibe dem Vagabunden treu. Hoffe ein Widersehen 1928. Herzlichstes Gedenken 16. August, 14. September. Herzensgrüße Mariechen.

(Lok. Anz.)

Ein Rätsel von Usch.

Wir saßen sehr vergnügt beisammen
Und fühlten kaum, daß „eins-zwei" kam,
Weil's uns zu sehr gefangen nahm — —
Wir sahen „drei" noch einmal flammen,
Und lasen noch vom „eins-zwei-drei",
Die ganz kuriose Dichterei.

(Morgenstern.)

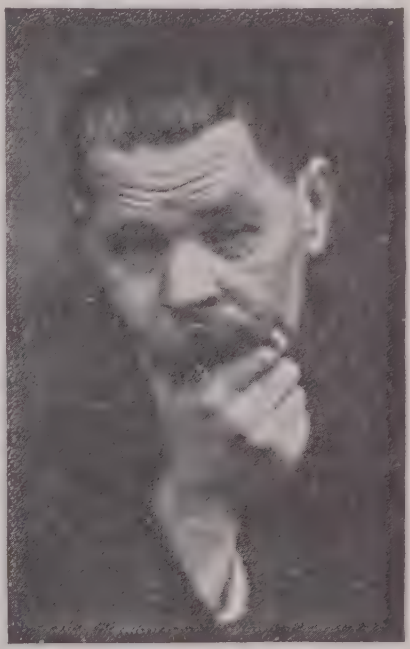
Neffe Bubikopfhasser, etwas über 40, in einem Vorort Dresdens tätig, sucht liebevolle, verständige und gebildete Nichte nicht unter 28, mit *langem Haar und ebensolchem gefüllten Bargeldsäckchen,* die ihm seine „negativen" vertilgt, ein trautes Heim bereitet und eine treue Begleiterin auf seinen *Oberlehrerferienreisen* sein soll. Auch Witwe mit Kind sehr lieb, wenn *die nötigen Beigaben* vorhanden.

(Dresdener Anzeiger.)

Geh. Rat Arthur Achleitner, unser geschätzter Mitarbeiter, feierte am 16. August seinen 70. Geburtstag. Er hat im ganzen 178 Bände und mehr als 5000 Zeitungsartikel veröffentlicht. Geheimrat Achleitner hat seine Jugend mit soviel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken seiner vieillesse verte freuen.

Altkunst G. m. b. H. Freiburg veranstaltet am 18., 19. und 20. Oktober 1927 in den Räumen des Casino-Wintergarten eine Versteigerung des Nachlasses und der Sammlung des verstorbenen Baron von Schönebeck, Schloß Feldkirch. Die Sammlung umfaßt Zinn, Fayencen, Bronzen, Textilien usw., ganz besonders Gotik und Renaissance.

MAXIM GORKI



Ein neues Werk:

MATWEJ KOSHEMJAKIN

Roman in zwei Bänden

1. DER SOHN EINER NONNE
2. IM BANNE DER KLEINSTADT

820 Seiten. In blau Leinen Mark 10.—
(Bände XI und XII der Gesamtausgabe)

Eines der abgeklärtesten Werke des großen Dichters. Erschütternd in seiner schlichten Ehrlichkeit, ein Dokument des russischen Menschen — seiner sehnsüchtigen Zerrissenheit, seiner Flucht in die Einsamkeit, seines Glaubens an den schließlichen Sieg des Guten im Menschen.

MALIK-VERLAG / BERLIN W 50

Offerten an das „Kabarett der Namenlosen", im Monbijou, Berlin.

Im Gegenwärtigen Ihres Inserates der Morgenpost für weiter hin, junger Talente zum Cabarett, gestatte ich mir Ihnen einige Zeilen zu schreiben. Zwar habe ich ein volles Talent zur Bühne, bin 22 jahr alt, möchte mich nun Ihrer Gelegenheit weiter ausbilden und stehe Ihnen gern bereit als Sächsischer-Komiker. Habe schon in größeren Vereinen auf den Brettern was die Welt bedeuten gestanden und als gut gearbeitet. Ebenfalls bin ich im Jahre 1922-23 in Halle a./S. Kochs-Künstler-Spiele als Bühnenmeister tätig gewesen. Sollten Sie nun näheres von mir zu beabsichigen, so bitte ich Sie höflichst um schnellste benachrichtigung.

Hochachtungsvoll

Berlin-Siemensstadt, d. 10. 7. 26. *Kurt B.*, Siemenstadt.

*

Sehr geehrter Herr!

Da Sie wohl vergebens auf meinen besuch, am Montag den 21. dieses Monats gewarten haben. Leider hat's Mir leid getan aber es ging bei besten willen nicht, es hatte sich in meiner Familie ein kleiner zwischen Fall ergeigenet mein kleines Töchterchen hat sich am Sonntag früh plötzlich gelegt. Nun lieber Herr da können Sie sich doch in meiner Lage stellen, da Sie doch selbst Familienvater seien nun soll man hier helfen ohne Geld, da kann man laufen zu Punszius Pilastus ehe man hier ein paar groschen von der Erwerbslosen-Fürsorge bekommt. Meine Frau ist auch den ganzen Tag unterwegs mit Zeitungen früh u abends. So ruht die ganze sache eben auf Mich. In der Hoffnug das Mich Herr J. zum Januar wann der Film beginnt nicht vergessen wird, so will ich mich noch gärne bis dahin geduldigen.

Da Ich stets doch als Manegen Claun gearbeitet habe es ist eben eine sehr schlechte zeit in der wir sind, Wir konnten uns nur am Sonnabend nicht richtig unterhalten in der Lage wie Sie standen da es doch zu viel Menschen waren, und alles schnell gehen mußte da alle augenblicke neue Leute zu kamen, und Ich weiß was das heißt jeden abzuvertigen. bei so vielen Leuten.

Also noch mals wird mich Herr J. nun doch nicht vergessen so bald der Film sein Anfang nehmen wird denn auf allen Sachen bin ich zum Filmen geeignet so als Leiermann, Bettler, Kriegsbeschädigter, Appache in dem rollen bin ich knorke. Die Sache habe ich vor dem Kriege betrieben im Ambrosius Film.

Seien Sie tausend mal gegrüßt in Hoffnung das mich Herr J. einst mal angagieren wird.

Mit Hochachtungsvoll

Wilhelm Sch., Berlin O.

Sommernachtstraum am Spiegelsee, Roman von Oskar Gluth: Hochaufgerichtet im vollen Rüstschmuck ihrer bedeutenden Körperlichkeit, stand sie wie ein aus schwellendem Hefenteig gefertigtes Modell der Bavaria neben der letzten Bank, eingekeilt in das Fähnlein der unentwegt Zuspätgekommenen.

(Gartenlaube.)

Bansin.

(Zu singen nach der Melodie: „Ach, wie ist's möglich dann")

Durch den grasgrünen Wald,
Wo keine Bäume stehn,
Fährt eine Eisenbahn
Vorne mit Dampf.

Ostern ist längst vorbei,
Und auch der Februar,
Und in der Eisenbahn
Sitzt eine Frau.

Sie schiebt an einer Bank,
Damit es schneller geht,
Plötzlich ruft der Schaffner laut:
Alles aussteigen!

Und die alte Frau steigt aus,
Nimmt zwanzig Pfennig raus,
Geht an den Automat,
Kauft sich Bonbons.

Und in der Asgard-Diel'
Tanzt man, so lang es geht,
Kauft sich 'nen Schwedenpunsch,
Und macht Bum-Bum.

Z. v. G.

In der Düsseldorfer **Gesolei**-Ausstellung hatte der Bildhauer C. M. Schreiner zwei große Steinfiguren aufgestellt, die keinen Beifall fanden. Es wurde beschlossen, ihnen eine neue Haut zu geben, und für viel Geld machten sich Steinmetze an die Arbeit. Wäre es nicht praktischer gewesen, da die Gesolei doch eine Ausstellung für Gesundheitspflege war, sie zu einem Dermatologen zu geben? *S. Z.*

Ob Neid und Mißgunst uns zu trennen suchen,
Ob Lästerzungen unser Glück verfluchen,
Und ob um uns auch Sturm und Wetter tobt,

Wir sind verlobt!

Den Freunden und Gönnern senden Grüße — nicht faul,
Den Neidern und Lästerern ein Schloß aufs M...!

Hedwig und Paul.
Marienwerder,
am Fest der Erscheinung des Herrn 1927.

(Weichsel-Ztg.)

Korrespondenz Fremder. Wien, 10., Schönbrunner Straße 666, Oesterreichisches Postsparkassen - Konto 147, Postscheckamt München 8753. P. T.! Gestatten Sie die höfliche Anfrage, ob Sie für folgende aktuelle Artikel Interesse haben:

Frau Ava, die erste deutsche Dichterin. (Gestorben 1127. 800. Todestag.)
Die unsterbliche Geliebte. (Zu Beethovens 100. Todestag im März.)
Wenn ja, geht Ihnen der Artikel sofort zu. Preis eines Artikels 3 Mark.

Hochachtend August Schultze.

(Gedruckte Originalofferte.)

DAS AUSLAND

SCHWEIZ:

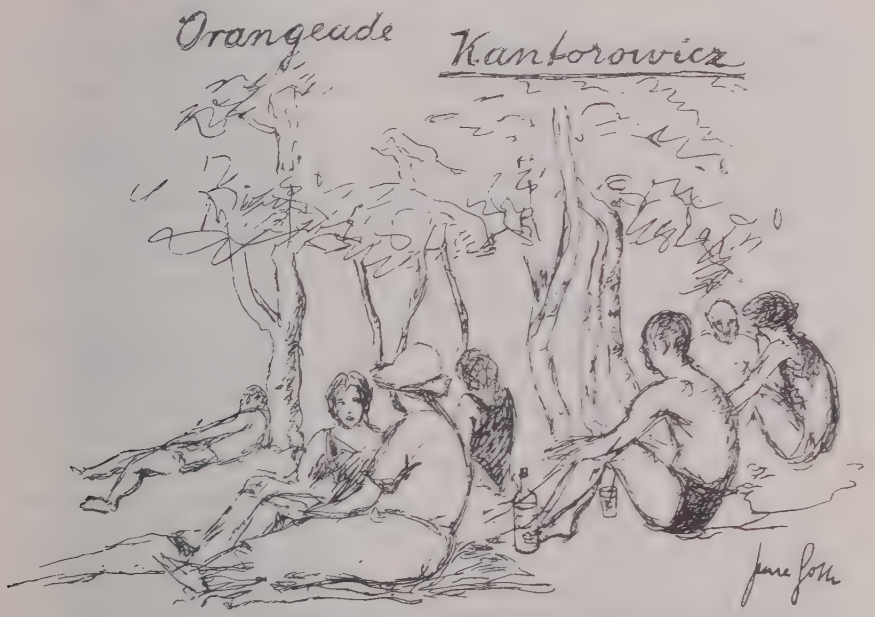
Um alles zu genießen, wie es wirklich ist, muß man mitten drin wohnen, d. h. nicht etwa in einem veritablen Dorf, sondern in der neu entstandenen Fremdenkolonie. („Oberhalb"). Man beginnt die Nacht mit der herzhaften Unterhaltung von der Gaststube her, anschließend erzählen sich Schweizerinnen nebenan ihre kleinen Tagesfreuden, dann kommen die Leute vom Apachenball zurück, und wer früh aufsteht, den Morgen liebt, kurbelt um fünf schon an, immer wieder, denn die Nacht ist kühl. Dann kommen die späteren, und schließlich gegen Morgen (für den 2. bis 17. Schlaf) der breite Strom, der irgend etwas nötig hat im Laden gegenüber, Ansichtskarten, Andenken usw., wo man stehenbleibt und überlegt und nach Paul, Oskar, Lotte ruft oder „Mutti, sieh mal!" sagt.

Allmählich ist alles fertig und aufgezogen, um langsam abzurappeln. Leute vom Kurfürstendamm gehen hier genau wie dort spazieren, mit Lackschuhen und Sportdreß. Dazwischen Schweizer und ihre Kühe. Ungemein frische, herausfordernd frische Leute, bei denen man die ärgerliche Empfindung hat, daß sie die Welt negieren, wenn sie nur frisch und rot und blank aussehen. Die blecherne Bimmelei der Kühe ist sicher auf Almen, besonders wenn man die Tiere nicht sieht, stimmungsvoll. Hier unten wirkt dies Gebimmel geradezu snobbish. Es ist wahr — die Schweiz unterscheidet sich deutlich von Tirol und Bayern: Man sieht hier keine „Dirndl". Dazu hat man es nicht vorzutreiben gewagt. Aber was mindestens ebenso reich an Invasionsschrecken ist: die Bluse scheint wiederzukommen. Es schien eine Zeitlang, als ob sie drangegeben sei. Manchem mag das schwer geworden sein, denn das Kleidungsstück scheint wie Loden tief im deutschen Charakter verwurzelt. Tatsächlich taucht die Bluse hier in allen möglichen, kaschierten und unkaschierten Variationen wieder auf, besonders mit russisch-männlicher Variante, d. h. als Sack, aber auch mit der vollendeten Schamlosigkeit eines sichtbaren (meist aufgerepelten) Gummibandes.

Die Sache steht so, daß die Schweiz an gewissen Vollkommenheiten leidet. Vom Standpunkt des Durchschnittsmenschen ist einfach alles vollkommen. Dabei ist es furchtbar z. B., wie so eine dicke, sechskantige Eichenuhr auf einer weißgetünchten Wand sitzt, als einziger „Schmuck". Nichts drum herum, keine Atmosphäre. Das Schweizer Gemüt hat etwas von einem seiner berühmten Exportartikel, diesen Uhren, angenommen: es ist stets in Ordnung, duldet bei sich keine Verstöße, geht niemals falsch. Hervorragende Ticktacks, Regulatoren des Lebens, nicht mit diesem zu verwechseln.

Andere Vollkommenheiten, wie Reinheit der Luft, Rechtschaffenheit und Einfachheit des Charakters, sind restlos wohltuend. Sie werden daher auch von den anderen Nationen kurzerhand benutzt, um sich hier zu erholen und sich in dieser ihnen fremden Atmosphäre gesund zu baden. Nur von diesem beschränkten Gesichtspunkt aus interessiert die Schweiz. Schweiz ist Aussicht. Metermaß, Ozongehalt, Hotel. Was sie sonst treibt, wie sie sich ohne Fremde ausnimmt, interessiert in keiner Weise.

Schweizer Schriftsteller könnten sich rächen für diese einseitige Ausbeutung des Landes zu sanitären Zwecken. Hoteliers, „Concierges", Telephon- und Stubenmädchen müßten schreiben lernen, das wäre eine Goldgrube, wenn sie erzählen könnten. Statt dessen gibt es — außer Zahn, der ein ausgezeichnetes Hotel in Göschenen besaß, aber dies auch nicht im querschnittlichen Sinn ausgenutzt hat — nur Zünftige. Der selbständige Schweizer Schriftsteller scheint sich mehr oder weniger von Natur wegen für verpflichtet zu halten, stets treu, wahr, klar und hart zu schreiben. (Wie der Holländer danach stets breit und butterig sein müßte). Es könnte auf die Weise eine sozusagen kernige Literatur entstehen, aber man scheint allzu einfach vorzugehen und sich allzusehr auf gewisse, festgelegte nationale Grundstimmungen zu beschränken.



Die Schweizer Schriftsteller schreiben wenigstens in deutsch und französisch, im Gegensatz zu anderen kleinen Ländern, die aus ihrer Sprache nicht herauskönnen. Sie hätten also alles Zeug zum Internationalismus, aber sie ziehen vor, beiseite zu stehen und lassen von den schönen Qualitäten ihres Landes, von Firnenglanz, Mattenduft und Würzigkeit auch in ihren Büchern nicht. Der Begriff der Echtheit wäre also vielleicht zu revidieren.

Um wahrhaft international zu sein, muß man Journalist sein, wie es das Beispiel der Neuen Züricher Zeitung beweist, ein Blatt, das diese Tugend besitzt, ohne die offiziellen Tugenden dranzugeben.

Uebrigens ist das Fehlen von Hunden in der Schweiz auffallend. Hunde scheinen nicht schweizerlieb zu sein, das schweizerische Temperament scheint sie nervös zu machen, oder jedenfalls ihnen nicht genehm zu sein.

H. v. W.

SCHALLPLATTEN-QUERSCHNITT

Kammermusik

Odeon. Nr. O 6273. „Molto-Allegro" aus dem Streichquartett in G-Dur Nr. 12 (Mozart) gespielt vom Roth-Quartett: Jugendliche kecke Auffassung, Mozartische Tranzparenz und durchseelte Dramatik. — *Rückseite: „Andante" aus dem Streichquartett in C-Dur opus 19 (Busoni):* Strahlende Melodielinie wird von grüblerischem Contrapunkt leicht beschattet.

Columbia. L 1788. „Siciliano and Rigaudon" (Francoeur-Kreißler), Violine (Joseph Szigeti) und Klavier: Vibrierende Großzügigkeit in Vortrag, Ton und Technik (diskrete Klavierbegleitung) steigern diese Fin de Siècle-Kleinigkeiten zu trefflichen Konzertnummern. — *Rückseite: „Zephir" (J. Hubay opus 30 Nr. 5), Geige und Klavier.*

Columbia. Nr. D 1557. „Nigun"-Improvisation (aus „Baal Shem", Bilder chassidischen Lebens von E. Bloch). Violine (Joseph Szigeti) und Klavier: Französierte Orientthemen, dem pompösen Stil eines Violinkonzertes angeglichen und eminent geigerisch absolviert.

Electrola. Nr. D E 947. Trio Nr. 1 in B-Dur, opus 99 (Schubert). Alfred Cortôt (Klavier), Jaques Thibaud (Geige), Pablo Casals (Cello): Anti-sentimentale, geschmacksichere und vitale Wiedergabe durch drei kultivierte Meister. Ihre Qualität stuft sich folgendermaßen aufwärts: Klavier, Violine, Cello.

Electrola. Nr. D A 833. „Melodie" in F. (Rubinstein) und „Träumerei" (Schumann). Cello (Pablo Casals) mit Klavier: Traditionslose Schlankheit; trotz üppiger Tongebung keinerlei pathetisches Schwellen . . . .

Grammophon. Nr. 66 193. Duo, Es-dur für Viola und Violincello (Beethoven) mit zwei obligaten Augengläsern. Gespielt von Gebr. Paul und Rudolf Hindemith: Modern gelockertes Spiel. Interessanter Dialog zwischen zwei gleichwertig behandelten Streichinstrumenten.

Tanzplatten

Vox. Nr. BB 1840. „Puppenwalzer" aus „Die Puppenfee" (J. Bayer), gespielt von Jenö Fesca und seinem Orchester: Ein Schuß echter Tokayer würzt die sympathische Interpretation dieses leicht wienerischen Stückes.

Brunswick. N. 3452. „Yankeerose" (Holden-Frankl), Harry Archer-Orchestra: Tänzerische Verarbeitung preußischer Marschrhythmen und Fanfarensignale. — *Rückseite: „High-High-High up in the hills", Foxtrot (Lewis-Jung-Abrahams), Harry Archer-Orchestra mit Bonnie Laddies Trio:* Illustratives Gesangsintermezzo des „High-High" — apartes Finale.

Vox. Nr. E 48 058. „La Cumparsita" und „Donna Vatra" (Tangokapelle Bernard Eité): Einlullende Wechselrede männlicher Sonorität und schmelzender Weiblichkeit. Technisch besonders gelungene Tangoplatte.

Brunswick. Nr. A 190. „Hallo Bluebird", Foxtrot. Vincent Lopez-Orchestra mit Vokaltrio: Amüsant contrapunktierendes Terzett mit anspruchsvoll orchestriertem Nachsatz. — *Rückseite: „I'm on my way home", Foxtrot (Berlin):* Dynamisch ausbalanzierte, treffliche Imitation der durch J. Smith verbreiteten Berlinschen Weise.

Electrola Nr. E G 183. „Spaventa"-Tango (Pares, van Parys), Rio grande-Tango Band. — Rückseite: „Confession"-Tango (Sinclair): Zärtliche französische Chansons mit Bläsereffekten, die vollkommene Illusion eines Leierkastens erreichen...

Vot. Nr 1795 BB. „Sirenenzauber" (E. Waldteufel), gespielt vom Orchester Jenö Fesca: Erfreuliche Wiederbegegnung mit einem alten Bekannten, der uns zeigt, daß es durchaus nicht leicht ist, einen „richtigen" Walzer zu fabrizieren.

Brunswick. Nr. A 248. „The Sphinx", Foxtrot (King Warren), Katzman's Anglo-Persian-Orchestra und „Delilah" Rose Fisher: Kleine operistische Anleihen erhöhen den Charme orientalisierter Themen, die geschickt zu schmeichlerischem Tanz verwebt sind.

Diversa

Electrola. Nr. E G 461. „Wir leben — wir lieben" (Egen und Bransen, Text von Fritz Rotter), gesungen von Austin Egen: Von angenehmer Baritonstimme gesungene kleine Trostweise über schnellschwindendes Leben, Lieben und Trinken. Hübsche deutsche Imitation J. Smith'schen Stiles . . .

Electrola. Nr. E G 179. „Some other Bird whistled a tune" (Bryan, Schäfer, Fisher). Vortragender: Jack Smith. — Rückseite: „Are you sorry?" (Milton Anger): Gehört zu den besten Pfeif-Mezzavoce- und Parlando-Leistungen des Publikumlieblings.

Beka-Lindström. B 6147. „Menuett" G-Dur (Beethoven). Münchener Guitarre-Kammer-Trio. — Rückseite: „Moment musical" (Schubert, opus 94): Virtuose Beherrschung und Klangfülle des sonst dünnlichen Instrumentes, im Nebenzimmer ist die Täuschung, ein altes Spinett zu hören, vollkommen. (85—90 Umdrehungen, Lauttonnadel.)

Columbia. Nr. 4037. „La Cinquantaine", Saxophonsolo by Rudy Wiedoeft mit Klavier: Cellistische dolcezza eint sich mit verblüffender Technik. Resultat: Einzigartige Leistung. „Sax-o-Phun" (fun) lacht wie ein lebender Mensch — unfehlbare Wirkung . . . .

Columbia. Nr. 4363. „La Paloma", Saxophon (Rudy Wiedoeft) und Klavier: Spiritualisierung napolitanischen Schmachtfetzens, pralles Staccato. — *Rückseite: „Song of the Volga-Boatsmen":* Ueppigkeit eines Streichorchesters.

Orchester

Electrola. Nr. E J 94. Ouvertüre zu „Der Zigeunerbaron" (Joh. Strauß). Mitglieder der Kapelle der Staatsoper Berlin, unter Generalmusikdirektor Blech: Die klangschöne Platte beweist aufs neue, daß diese sogenannte „Operette" Meister Straußens sich des öfteren zu vollgereifter Oper entfaltet.

Grammophon. Nr. 66 456. „Ballettmusik", Czardas aus „Ritter Paßmann" (Joh. Strauß). Mitglieder der Staatsoper Berlin, Dirigent Robert Heger: Prächtig aufgebaute, einfallreiche Rhapsodie mit elektrisierendem Czardas. — *Rückseite: „Furientanz" aus „Orpheus" (Gluck):* Unerhört gestaltete, nie nachlassende orchestrale Bewegung. Reiche Akzente, lauteres Vorbild Wagnerscher Steigerungen.

Parlophon. Nr. P 9111/12. „Danse macabre" (C. Saint-Saëns opus 40). Eduard Mörike mit großem Staatsopernorchester: Distinguiert popularisierte Totentanz-Bilder, ebenso klarflüssig wie raffiniert instrumentiert. — *Rückseite von Nr. 9112: „Allegro appassionato" (C. Saint-Saëns). Cellosolo (Emanuel Feuermann).*

Chor

Grammophon. Nr. 66 436. „Transeamus" und „Ave Verum" (Mozart). Basilica-Chor, St. Hedwig Berlin, Regens chori: Pius Kalt: Goldklare, dynamisch vorzüglich gestufte Aufführung des berühmten Basilica-Chores der Hedwigskirche unter seinem überlegenen Führer.

Columbia. Nr. 9154. „The imprisoned Cossacks" (Nistschensky). Don-Kosacken-Chor (dirigiert von S. Jaroff): Alle stimmlichen, rhythmischen und gestaltenden Fähigkeiten dieses vielseitigen Chores gipfeln in der packenden Dramatisierung des *(Rückseite): „Signal-Marsch der Kavallerie" (Kolotolin).*

Electrola. Nr. E J 66. „Crucifixus" (Antonio Lotti) und „Adoramus te" (Giuseppe Corsi). Staats- und Domchor unter Leitung Prof. Rüdel's: Diese Vereinigung kirchlich und operistisch trainierter Chöre ergeben reizvoll timbrierte Mischung.

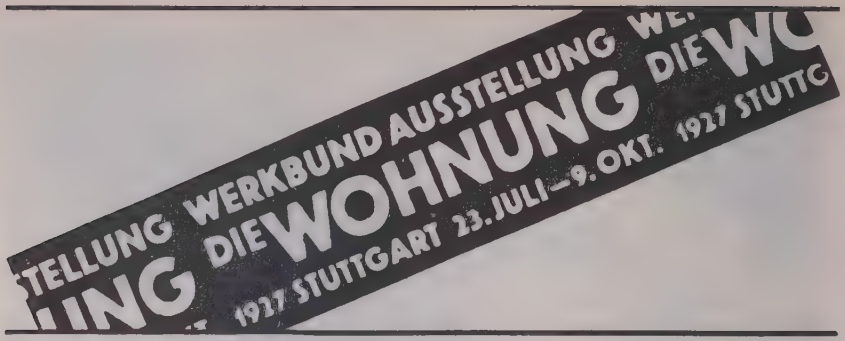
Gesang

Polydor. Nr. H 70 000. „Jechadschehu" und „Kulom ahurim" (Tenor: S. Pinkasowicz) und Klavier.

Polydor. Nr. H 70 024. „Haschiwenu" und „Ma-tauwu" (Tenor: S. Pinkasowicz), Harmonium und Chor: Interessanter Vergleich zwischen durchlichteter Ensemblemusik des Abendlandes und dem clair-obscur dieser Rembrandschen Klangbilder. Pinkasowicz meistert gleichermaßen Farbe, Umfang, Vibration und melismatische Technik.

Electrola. Nr. D B 132. „Flohlied" (Mussorgsky), Baß: F. Schaljapin mit Orchester: Für Auge, Ohr und Gemüt unvergeßliche Gestaltung des Flohliedes. Welche Skala ausdrucksreichsten Gelächters! — *Rückseite: „Verläumdungsarie" aus Rossinis „Barbier":* Ungewohnt grotesk-dämonische Charakterisierung des langen Don Basilio.

Ein Ullstein-Sonderheft für Leute, die die Köstlichkeit der braunen Bohne zu schätzen wissen. Hier wird endlich einmal das Geheimnis verraten, wie Kaffee bereitet werden muß, wenn er wirklich gut sein soll. Die verschiedenen Sorten, das Rösten, Mahlen, Mischen, das Brühen und Sieden, die Bereitung mit Kaffeemaschinen, alles ist darin enthalten. Auch von Tee, Kakao und Schokolade ist in dem Heft ausführlich die Rede. Preis 75 Pfennig.



Geist und Gesellschaft

In drei Bänden

von 25 Freunden und Schülern des Berliner Professors **KURT BREYSIG** aus Anlaß seines sechzigsten Geburtstages herausgegeben

Band I Geschichtsphilosophie und Soziologie . . . . . Mark 6.—
Band II Geschichte und Gesellschaft . . . . . Mark 8.—
Band III Vom Denken über Geschichte (erscheint im Okt. 1927) . etwa Mark 8.—

Für Bezieher des Gesamtwerkes Preise ermäßigt

VERLAG M. & H. MARCUS / BRESLAU XIII

Die Bibliothek Victor Werner

Luxus- und Pressendrucke, illustrierte Bücher, Hamburgensien, darunter hervorragend schöne Handeinbände der berühmtesten modernen Buchbinderwerkstätten wie Demeter, Dorfner, Ebert, Enders, Fikentscher, Gerbers, Jebsen, Kersten, Scheer, Thiersch, Weiße usw. Drucke der Bremer-Doves-Ernst-Ludwig-Presse, Hundertdrucke in seltener Vollständigkeit. Katalog nach Erscheinen a. W. kostenlos

Versteigerung

anschließend an die Tagung der Gesellschaft der Bibliophilen am 24. und 26. September 1927 durch die

Bücherstube Hans Götz, Hamburg, Große Bleichen 31

DER ANSPRUCHSVOLLE
Buch-Verleger läßt binden bei

CARL EINBRODT
GROSSBUCHBINDEREI m.G.H. LEIPZIG

Das schönste Reisebuch des Jahres:

WILHELM HAUSENSTEIN

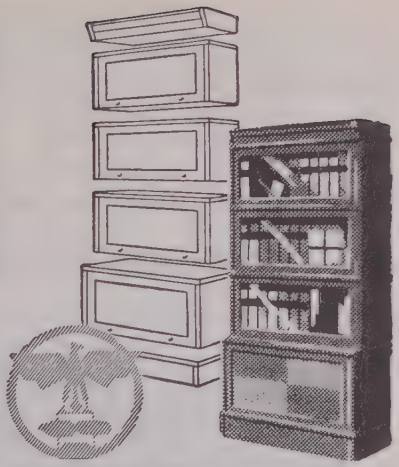
Reise in Südfrankreich

Mit vierzig Bildern auf Tafeln. In blau Ganzleinen gebunden 10.– Reichsmark

Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen. – Prospekte frei.

Im Verlag

ROHLAND & BERTHOLD IN CRIMMITSCHAU



SOENNECKEN

IDEAL-BÜCHERSCHRÄNKE

Aus einzelnen Abteilen zusammensetzbar, daher in Höhe und Breite beliebig zu vergrößern.

Ausführlicher Prospekt Nr. 1908 T auf Wunsch

F. SOENNECKEN · BONN

BERLIN, Taubenstr. 16-18 · LEIPZIG, Markt 1

Erziehung zur Selbständigkeit

und zur Einfügung in eine Gemeinschaft sind nur zwei der vielen Vorteile, welche die außerhäusliche Erziehung gegenüber der Familienerziehung bieten kann. Eltern und Erziehungsberechtigte, welche die Notwendigkeit einsehen, Kinder oder Heranwachsende in andere Umgebung zu bringen, finden die Frage nach dem Wohin beantwortet im

Führer

durch das private Unterrichts- u. Erziehungswesen Deutschlands

der tausende von Adressen erstklassiger Unterrichtsinstitute aller Art enthält

Preis des Buches 1.80 Mark. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den Verlag, Berlin SW 68, Kochstraße 22-26

E.A.ENDERS

LEIPZIG / MÜNCHEN

GEGR. 1833

GROSSBUCHBINDEREI

BUCHAUSSTATTUNGEN IN DER EINFACHSTEN BIS ZUR VORNEHMSTEN AUSFÜHRUNG

ABTEILUNG FÜR HANDGEARBEITETE BÄNDE UNTER KÜNSTLERISCHER LEITUNG VON PROFESSOR WALTER TIEMANN

GALERIE KRIBBEN
Gemälde erster Meister
Antiquitäten
Innenausstattungen
BERLIN W 10 / BENDLERSTRASSE 8
FERNSPRECHER NOLLENDORF NR. 3917

Briefmarken

Seltene Briefmarken kaufen und verkaufen Sie am besten auf meinen großen Versteigerungen. Verlangen Sie kostenlose Zusendung der reich illustr. Versteigerungskataloge, sowie von Probenummern der ›Frankfurter Briefmarken-Zeitung‹
S. W. Heß, Frankfurt a. M., Goethestr. 2

Versteigerung im Hause Henrici, Berlin
Lützowstraße 82 I
MUSIKERPORTRÄTS
aus dem Nachlaß Wilhelm Heyer, Köln
12. und 13. September 1927
MUSIKERAUTOGRAPHEN
aus dem Nachlaß Wilhelm Heyer, Köln
29. September 1927
Karl Ernst Henrici / Berlin W 35
Großherzogl. Sächsischer Hofkunsthändler
Leo Liepmannssohn / Berlin SW 11
Antiquariat

Versteigerung CXXII
MUSIKERAUTOGRAPHEN
Sammlung Josef Liebeskind, darin ein eigenhändig. Manuskript von Gluck, 16 Seiten
am 29. September 1927, 10 Uhr vorm.
Karl Ernst Henrici / Berlin W 35
Lützowstraße 82 I

FOLKWANGSCHULEN ESSEN

FACHSCHULE FÜR MUSIK,

TANZ UND SPRACHE

Leitung: Max Fiedler und Rudolf Schulz-Dornburg

Hervorragende Lehrkräfte für die Fachabteilungen
Musik (Leitung: Dr. Hermann Erpf)
Tanz (Leitung: Kurt Jooss)
Seminare ● Sonderkurse ● Orchesterschule ● Stilkunde, Kritik ●

Verlangen Sie ausführliche Werbeschriften bei der Verwaltung (Walter Berten) Essen / Rathaus ●

Eine praktische Neuheit

Ist unser verbessertes Klemmrücken-Notizbuch für lose Blätter.

Leibag
FLEXO-NOTES

Es vereinigt alle Vorzüge des Lose-Blatt-Notizbuches. Zu haben in jeder Papierhandlung.

Abt. Bürobedarf
Leipziger Buchbinderei A.G.
vormals Gustav Fritzsche
LEIPZIG C I / BERLIN S 42

Wunderbare Heilerfolge geben Herbst- und Winterkuren im
Radiumbad Oberschlema
wo man die stärksten Radiumbäder der Welt gegen Gicht, Rheumatismus, Ischias, Nervenleiden, Aderverkalkung, Stoffwechselstörungen usw. verabreicht. Versand der hochradioaktiven Wässer zu Haustrinkkuren nach allen Gegenden. Prosp. durch die Badeverwaltung Radiumbad Oberschlema (Sächs. Erzgebirge)

OKASA FÜR MÄNNER

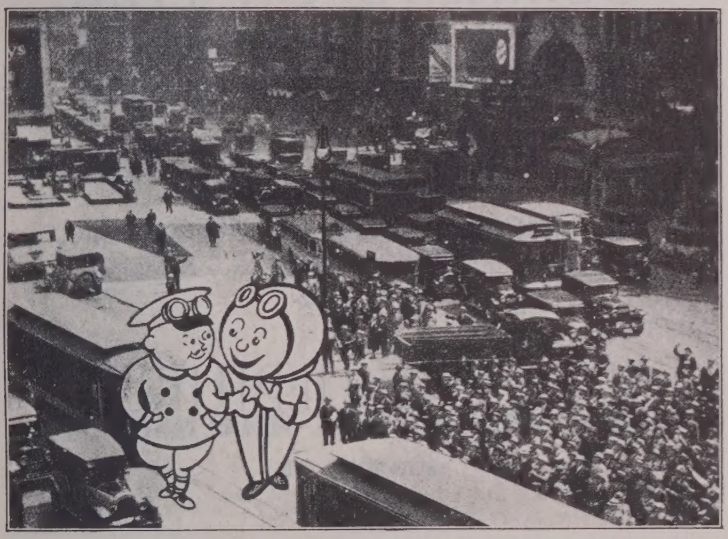
Neue Kraft durch das hochwert. Kräftigungsmittel „OKASA" nach Geheimrat Dr. med. Lahusen. Hervorrag. begutachtet ist die prompte und nachhaltige Wirkung. Original-Packung 8.50 M. Zu haben in den Apotheken. General-Depot und Alleinversand: **Radlauers Kronen-Apotheke, Berlin W 156,** Friedrichstr. 160. Kleine **Probepackung** und hochinteressante Broschüre **umsonst** diskret verschlossen gegen 30 Pf. Porto

Herbstwochen im Weltkurbad

WIESBADEN

Weltberühmte Kochsalzthermen 65,7° C. Heilt Gicht und Rheuma,

Nervenkrankheiten, Stoffwechselleiden, Erkrankung der Atmungs- und Verdauungsorgane. Golf, Tennis, Tontaubenschießen, Autoausflüge, Rheindampferfahrten / Brunnen- und Pastillenversand / Gute Unterkunft bei äußerst mäßigen Preisen. Hotelverzeichnisse (8000 Betten) durch das Städtische Verkehrsbüro und die Reisebüros. Hervorragende Veranstaltungen im Kurhaus und den Staatstheatern. Raumkunstausstellung von Professor Pullich — Oktober 1927.



Für Berlin brauchen Sie die „B. Z.-Karte Groß-Berlin"

(Durchfahrten und Umfahrten) mit den besten Wegen und Berliner Verkehrsvorschriften nebst Übersichtsplan. Für 1 Mark überall zu haben.

Bad Kudowa Kreis Glatz Herz-Sanatorium! Kohlens. Mineralbäder des Bades im Hause. Aller Komfort. Mäßige Preise. Besitzer und Leiter: San.-Rat Dr. Herrmann. Zweiter Arzt: Dr. G. Herrmann Telefon 5.

Meran Sonniger Südalpen-Kurort. Alle modernen Kurmittel und Sporteinrichtungen. Hotel- und Sanatorienkultur bei mäßigen Preisen. Kurvorstehung.

St. Blasien im südl.-bad. Schwarzwald Höhenluftkurort (800 m). Prospekt durch städtische Kurverwaltung

AUTOGRAPHEN-VERSTEIGERUNG

Mme. Dubarry, Goethe, Hölderlin
E. T. A. Hoffmann, Jean Paul

23. SEPTEMBER 1927

KATALOGE GRATIS

J. A. STARGARDT

BERLIN W 35, LÜTZOWSTRASSE 47

KURFÜRST 2680

Galerien Flechtheim

DÜSSELDORF
KÖNIGSALLEE 34

BERLIN W 10
LÜTZOWUFER 13

GEMÄLDE / GRAPHIK

DER FRANZÖSISCHEN IMPRESSIONISTEN
UND DER ZEITGENÖSSISCHEN KUNST

BRONZEN

VON EDGAR DEGAS / AUGUSTE RENOIR
BELLING / DE FIORI / HALLER / MAILLOL
SINTENIS

SÜDSEE-SKULPTUREN

*

AUSSTELLUNGEN

IM OKTOBER:

BERLIN

PICASSO (1905 – 1927)

DÜSSELDORF

EDVARD MUNCH / NEUE ARBEITEN VON HEINRICH NAUEN
ANDRÉ DERAIN

FRANKFURT A.M. (GALERIE FLECHTHEIM & KAHNWEILER), OBERLINDAU 1

GALERIEN

FLECHTHEIM

DÜSSELDORF, KÖNIGSALLEE 34
BERLIN W 10, LÜTZOWUFER 13

*

OKTOBER-AUSSTELLUNG
IN BERLIN:

PABLO PICASSO
150 AQUARELLE / GUASCHEN / PASTELLE
UND ZEICHNUNGEN
(1903-1927)

*

NOVEMBER-AUSSTELLUNGEN
IN BERLIN:

WERKE
AUGUSTE RENOIRS
AUS DEM BESITZE SEINER SÖHNE
UND SEINE ORIGINAL-SKULPTUREN

IN DÜSSELDORF:
ANDRÉ DERAIN
(1907-1927)

*

DIE GALERIE FLECHTHEIM & KAHNWEILER IN FRANKFURT
ZEIGT DIE PICASSO-AUSSTELLUNG IM NOVEMBER 1927

DAS NEUESTE WERK DES GROSSEN DICHTERS

FRANZ WERFEL

Geheimnis eines Menschen

DIE ENTFREMDUNG / GEHEIMNIS EINES MENSCHEN
DIE HOTELTREPPE / DAS TRAUERHAUS

NOVELLEN

1.-10. Tausend

In vier großen Variationen wird hier das Thema von der Undurchdringlichkeit jeder Menschenseele gestaltet. Genie des Herzens, unheimlicher Tiefblick in die Dämonie des Lebens, die Fülle der Gestalten und die vollendete Klarheit der Prosa machen diese Dichtungen zu einem Kunstwerk höchsten Ranges. Ob uns tragische Strenge oder überlegener Humor überwältigt, immer weht uns der Zauber des menschlichen Mysteriums an, von dem Rührung und Erschütterung ausgehen.

Halbleinen M 5.50, Ganzleinen M 6.50

Demnächst erscheint:

Gedichte

ERSTER BAND DER GESAMMELTEN WERKE
IN EINZELAUSGABEN

Dieser Band eröffnet die Reihe der gesammelten Werke Werfels in Einzel-Ausgaben, die ein Standardwerk der neueren Dichtung darstellen und eine ihrer Bedeutung in jeder Hinsicht würdige Ausstattung erfahren. Der erste Band enthält die vom Dichter selbst getroffene Auswahl aus seinem bisherigen lyrischen Schaffen, außerdem noch sechzig unveröffentlichte Gedichte der letzten Zeit.

Ganzleinen ca. M 9.50, Halbpergament ca. M 12.—

PAUL ZSOLNAY VERLAG / BERLIN